

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Dezember 1877. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 10.

Der Bismarck von Hinterhausen.

Katholik verboten.
Bef. v. 11. VI. 70.

Novellette von Joh. von Reuß.

I.

Der Morgen kämpfte noch mit der Nacht und doch hatte der neugebaute Kreisrichter, Professor Heinrich Winter, bereits das erst gegen Mitternacht aufgeschulte Lager wieder verlassen. In funkelneuem grünsammetnen Schlafrock schritt er in dem kleinen Zimmer auf und nieder, wie der Löwe im engen Käfig in der Bude des Thierbändigers. Dann trat er an das Fenster, um mit sehnsüchtigem Blicke den Mond zu suchen — für den Menschenkenner neben dem Veremachen das sicherste Zeichen des Verliebtheits! Und in Wahrheit, auch dies zweite gefährlichere Symptom des ausgebrochenen Fiebers fehlte nicht, der Verlauf schien acut zu sein, die Diagnose der Krankheit war nicht schwer.

„Wie sie so lebhaft vor mir steht, ich könnte sie besingen!“ phantasierte der Gerichtsassessor Winter, indem er sich von der bleichen Mondstichel wieder ab und dem hoch mit Altensößen beladenen Schreibtisch zuwandte. Richtig, da sah er sogar gewohnheitsmäßig wieder im Schreibstempel und hatte unwillkürlich den Terminkalender ergriffen, um seinen Liebesprophet unverzeihrlicher Weise wie einen Bagatellprophet zu rubriciren. Aber die fragliche Rubrik fehlte und der Kalender ward unmutig zur Seite geschoben und dafür ein Blatt aus dem Notizbuche geriffen.

„Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz —“

seufzte er. „Aber mein Gott, ich sündige ja Deine!“ fuhr er sich besinnend fort, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr, um seiner bedenklischen Begeisterung eine andere Richtung zu geben.

„Du bist so still, so sanft, so sinnig,
Und schau ich Dir ins Angesicht,
So leuchtet mir verständnisvoll
Der dunkeln Augen frommes Licht —“

„Nein, nein, der blauen Augen muß es heißen. Denn sie hat blaue Augen, ich habe es deutlich gesehen! Mein reizendes gestriges Abenteuer erscheint mir wie ein Traum, ich muß versuchen, es mir selbst folgerichtig ins Gedächtniß zurück-

zurufen! Also, ich war gestern Abend im Opernhause, um den Don Juan zu hören, und hatte als wohlbestallter Gerichtskommissar von Hinterhausen ein Billet zur Fremdenloge genommen. Ich wollte vor meinem Weggang von Berlin noch alles im günstigen Lichte sehen, und streckte mich bequem in meinen Logensessel. Dennoch wollte die rechte Stimmung nicht Platz greifen, ich ertappte mich auf einem unverantwortlichen Gähnen. Da wurde nach Beginn der Ouverture die Logenthür noch einmal geöffnet, und der Portier ließ drei Personen, augenscheinlich eine Familie eintreten. Sie bestand aus einem jovial aussehenden Herrn in mittleren Jahren, der dazu gehörigen juwelengeschmückten reichbeschleppten Dame und einem flügellosen Engel, jedenfalls den holden Sprößling des prägnanten Paares. Ich stand sofort auf, um der Dame meinen Vorderplatz abzutreten. Die Höflichkeit ward von der älteren kaum bemerkt, von der jüngeren hingegen mit sanftem Neigen des anmuthigen Hauptes angenommen, selbst ein dankbarer Blick streifte mich und ruhte eine Sekunde auf mir.

„Ich sah bald neben dem Papa und hinter meinem blonden Engel, aber ich sah nicht mehr in das glänzende Lichtermeer hinein, noch allzuviel nach der Bühne; ich sah nur immer das feine Profil mit dem pikanten Stumpfnäschen, die zarte Wange und Schläfe, auf der sich sanft angehauchte Perlmutterfarbtöne zusammensanden. Ich fand auf einmal, daß die Dichter wirklich Recht hatten, von „Mädchenblumen“ zu reden, meine Nachbarin glich der Rose auf ein Haar, der halberblühten Maitroise. Dennoch war der Ausdruck des Gesichtchens ein lebendiger, fast schalkhafter.

„Mit dem Papa war ich bald im Gespräch, er schien mittheilhaftig und eine gemüthliche Haut, die Mama hingegen redete sehr klug und führte das Wort. Mein blonder Engel nahm die Vorstellung mit einer Empfänglichkeit auf, welche verrieth, daß die Kleine so eben erst in die Welt hinauslugte. Sie plauderte so lustig und unbefangen in den Zwischenakten wie ein Kind, sie wiegte bei den bestridenden Weifen anmuthig das Köpfchen und schauerte von der Allgewalt der Scene ge-

packt, beim Eintritt des Comthur bis ins innerste Mark zusammen. Meine holde Nachbarin schien aufs höchste erregt. Der Herr bot seiner Gattin den Arm, grüßte kurz und verließ die Loge, das Töchterlein ging hinterdrein, nachdem mich ein langer Abschiedsblick getroffen. Ich folgte unbemerkt und hielt mich in ihrer Nähe. Da sah ich, wie das holde Kind sich plötzlich an die Wand lehnt, bleich wie eine Lilia! Es war kein Zweifel, der mächtige Eindruck der Oper, Hitze und Erregung drohten ihr eine Ohnmacht zuzuziehen, sie schwankte und drohte zu fallen. Sie fiel auch wirklich, aber — in meine Arme! Es war mir, als ob ich den Himmel selbst umfangen hielt, richtig, da schauten mich auch bereits zwei Sterne an, erst verwundert und erschrocken, dann nicht unfreundlich.

„Die Fran Mama kam jetzt spornreichs heran — sie erschien mir wie die Henne, die ihr Küchlein in der Gewalt des Habichts erblickt. Auch der Papa entwiderte sich jetzt schwerfällig und langsam, aber desto zärtlicher.“

„Wasser, Nieschals, Eau de Cologne!“ jammerte die beschleppte Mama, „Gretchen, mein armes Kind!“

„Laß, laß, es ist nichts — o, der Comthur! Trap, trap,“ flötete Gretchen.

„Der Papa machte jetzt Miene, mir das Töchterlein abzunehmen, aber ich hielt dasselbe fest als meine gute Beute, und die zum Leben Erwachte machte auch keine Miene, mich zurückzuweisen. Ja, sie litt es, daß ich ihren Arm geschickt durch den meinen zog, um sie die Treppe hinab und an den Wagen zu geleiten. Auch die Eltern erkannten, daß ich kein Dieb und Ehrenräuber sei, und begannen vielleicht sogar einige Dankbarkeit zu empfinden. Von ihnen gefolgt, führte ich das holde Kind die Treppe hinab an den Wagen, dessen Thür der Diener bereits geöffnet hatte.“

„Kaiserhof!“ befahl der Papa, als die Damen auf ihren Plätzen saßen, und sprang trotz seines stattlichen Embonpoints gewandt hinterdrein.

„Dank. Gute Nacht, mein Herr! Klang es mir noch in die Ohren, als der Wagen schon hinweg rollte. Und so sind Gretchen, Kaiserhof — die einzigen materiellen Anhaltspunkte, die mir von meinem romantischen Abenteuer geblieben sind! In der That wenig genug und doch ausreichend, um der Phantasie den weitesten Spielraum zu geben. Denn — es hilft kein Ablengnen oder weises Kopfschütteln: ich bin trotz meines nächstens stattfindenden dreißigsten Geburtstags rechtlich zwanzigjährig verheiratet. Wahrhaftig, ich muß versuchen, mir wie ein Primaner in Versen Luft zu schaffen!“ Dabei hatte der Kreisrichter den Bleistift des Termintalenders von der Schnur gelöst und begann seine Gefühle niederzuschreiben, indem er zugleich ganz schulgerecht die kurzen und langen Sylben mit Zeichen andeutete.

„Ich sah im Saale unter tausend Herzen
Und sah hernieder in den bunten Schein —“

Zum Fenster, was reimt sich doch auf Schein? Nichtig, Rhein, Wein, warum nicht lieber gleich Rheinwein? Nein, der Reim paßt nicht — es ist ein Liebestrausch und kein Weintrausch, der aus mir redet. Halt, ich hab's! Und in der That begann der Bleistift plötzlich mit einiger Leichtigkeit über das Papier zu fliegen. In fünfzehn Minuten war der Ueberlaß geschehen, das verspätete Primanergefühl hatte glücklich einen Ausweg gefunden. Zufrieden, ja strahlend überflog der Assessor das Produkt seiner Muße.

„Nun wahrhaftig, die starke Empfindung lehrte auch den ungeübten Kopf das schwache Wort finden!“ sagte er; da schreckte ihn plötzlich ein starkes Klopfen an der Thür aus seinen Träumen rein auf.

Wie ein Schulknaube, der so eben ein Konterfei des Lehrers angefertigt und denselben eintreten ahnt, drückte er schamhaft das beschriebene Blatt zusammen und barg es in der Tasche seines neuen Sammtschlafrocks.

„Herein!“ rief er.

Die Thür öffnete sich, und Madame Piefte, seine Hauswirthin, trat mit der Monatsrechnung ins Zimmer.

„Da der Herr Kammergerichtsassessor morgen Berlin ver-

lassen — gratulire übrigens pflichtschuldigst zur endlichen Anstellung — so glaube ich, daß dem Herrn Assessor, wollte sagen Herrn Kreisrichter, ein Gefalle geschähe —“

„Wenn Sie mir die Miethe kreditiren, Madame Piefte, richtig —“

„Bewahre mir Gott! Der Herr Kreisrichter belieben ein wenig den Spaßvogel zu spielen! Wenn ich die sämtlichen Hausauslagen der ganzen Monatsmiethe sogleich hinzusetzte.“

„Der ganzen Monatsmiethe? Bei vierzehntägiger Kündigungsfrist, und heute ist erst der zweite?“

„Der Herr Assessor sind immer ein Schentelmann gewesen, wer weiß, ob ich bei die schlechten Zeiten die Wohnung zum fünfzehnten wieder vermietthen kann?“

„Nun meinertwegen,“ erwiderte der Assessor zerstreut. „Sind viele Auslagen zu berichtigen?“

„O, Nemine — es hat sich leider ein wenig angesammelt. Der Herr sind immer gut bedient gewesen. Der Neujaherspunsch — zwei Flaschen Rum, 3 Pfund Zucker, Citronen zusammen 20 Mark; und dann der kleine Commers, den der Herr Assessor hier gehalten. Der Spiegel ist dabei zerbrochen, macht 50 Mark, eine Lampe ungeworfen 18 Mark, und wie ich mir erinnere, auch zwei Gläser zerbrochen, außerdem —“

„Nicht weiter, ich merke schon, die Rechnung ist vielversprechend,“ meinte der Kreisrichter verdrießlich. „Man weiß selbst nicht, wie tief man noch in den Kirchenthüfeln steckt, obgleich uns bald die Toga umkleiden wird! Bis morgen werden Sie doch Kredit geben, Madame Piefte?“

„Nun, wenn's einmal nicht anders sein kann. Ich thue es man, weil Sie ein so charmanter Herr sind, der mir immer complaisant bejeinet —“

Um den Ruf seiner Höflichkeit nicht noch im letzten Augenblicke zu vernichten, begleitete der Kreisrichter Winter auch jetzt die Dame nach der Thür, dann warf er mit Todesverachtung einen Blick auf die Rechnung — sie erwies sich als ein übles Mittel, seine Laune zu verbessern! In der That war von der früheren glücklichen Seelenstimmung wenig mehr zurückgeblieben. Die rauhe Wirklichkeit hatte erbarmungslos das lustige Reich beglückender Träume zerstört.

Da klopfte es wieder.

„Zum Fenster, was gibt's? Wieder ein Gläubiger?“ fuhr der Assessor auf.

Diesmal hatte er sich getäuscht. Der Anblick des Eintretenden schien dem jungen Manne einigen Trost einzufößen, wenigstens seinem Gedanken eine freiere Richtung zu geben.

„Der Herr Prinzipal läßt den Herrn Kammergerichtsassessor um Ueberwindung der beiden letzten Manuscriptbogen der Brochüre „Zur Finanzfrage“ ersuchen,“ meldete der Eintretende.

„Ganz recht, ich versprach sie heute zum Druck zu liefern!“ sagte Assessor Winter laut. „Und selbst dies konnte ich verpassen,“ setzte er leise hinzu.

„Darf ich mir das Manuscript ausbitten?“

„Ja wohl, sogleich — nicht doch! Es fällt mir so eben ein, daß ich noch einige kleine Aenderungen vorzunehmen habe. Sagen Sie dem Herrn Verleger, daß ich die Ehre haben werde, das fragliche Manuscript selbst in wenig Stunden in seine Hände zu legen. Es liegt mir in der That viel daran, daß die Brochüre noch während der Debatte im Abgeordnetenhaus erscheint. Noch heute ist das Manuscript druckfertig.“

Der Bote grüßte und ging.

Kreisrichter Winter aber holte aus einem ziemlich verborgenen Fache seines Schreibtisches die Mappe mit dem Manuscript hervor und begann es durchzulesen. Der Inhalt seines Opus mußte ihn zufrieden stellen, wenigstens waren die Aenderungen, welche er vornahm, nur geringfügiger Natur.

„Die Hälfte des stipulirten Honorars werde ich sogleich bei Ablieferung der letzten Manuscriptbogen in Empfang nehmen,“ dachte er, „und damit die größere Hälfte der Miethsrechnung tilgen, die andere Hälfte muß Madame Piefte kreditiren bis zur Empfangnahme der ersten Gehaltsrate. Die eigene „Finanzfrage“ hat hoffentlich überhaupt mit der „Finanzfrage“ nun ein Ende, ich denke schnelle Carrière zu machen.“

Ich werde — aber ist heute der Teufel los? Wer klopft schon wieder? Herein!

„Nalb in Gedanken hatte der Assessor bei der neuen Störung das Manuscript zusammengewickelt und gleichfalls in eine Tasche seines Schlafrocks geschoben. Dann wiederholte er lauter: „Herein!“

Die Thür öffnete sich etwas zögernd, und die Gestalt eines jungen Mannes erschien auf der Schwelle. Schon ein flüchtiger Blick ließ den Eintretenden als Juden erkennen. Hinter der dunkelbläulichen schmachtigen Jünglingsgestalt aber stand hochangesehen ein Livreebedienter.

„Die Klug und eifrig umherwähenden Augen des jüdischen Gastes hatten in einem Augenblicke das Zimmer übersehen, und blieben jetzt auf der Gestalt des Hausherrn haften. Aber nicht der Person desselben schien das Interesse zu gelten, sondern nur der Bekleidung.

„Wollen Sie mir gütigst erlauben,“ begann der junge Mann, „das Geschäft, was gemacht hat der Herr Prinzipal mit Sie gestern Mittag, ist gewesen kein Geschäft, der Schlafrock, den Sie gekauft aber nicht bezahlt im Magasin, ist schon gewaschen verkauft und bezahlt am Morgen von der Frau Baronin.“

„Was soll das? Ich verstehe nicht —“

„Aber das Magasin enthält dreitausend der reizendsten Schlafrocks, in Plüsch, Velours und Ratine hochelegant, wahre Prachtexemplare. Der Herr brauchen nur zu befehlen einen andern. Das Magasin kreditirt und verkauft auf Abschlagszahlung an Offiziere, Beamte und anständige Leute. Die türkischen Schlafrocks in Folge der politischen Verhältnisse 50 Prozent unter Selbstkostenpreis!“

„Hahaha! Arme Türkei, bis auf die Schlafrocks bist Du mißkreditirt? Aber noch ist mir Ihr Begehrt nicht vollkommen klar, hoffnungsvoller junger Mann, erklären Sie sich etwas deutlicher!“

„Gott der Gerechte, der Herr hat gestern gekauft den schönen Schlafrock, welchen Sie tragen, in unserm Geschäft. Derselbe war bereits gekauft und bezahlt von die Frau Baronin, welche so eben geschickt hat ihren Bedienten, um in Empfang zu nehmen ihr bezahltes Eigenthum. Aber das Magasin enthält noch dreitausend der reizendsten Schlafrocks in Plüsch, Velours und Ratine. Die türkischen Schlafrocks —“

„Ruhig, ich weiß schon —“

„Der Herr Bediente hat gehabt die Güte, mich zu begleiten hierher, um zu bringen der Frau Baronin ihr Eigenthum nach dem Kaiserhofe.“

„Dem Kaiserhofe, Kaiserhof? Welcher Frau Baronin?“ fragte der Assessor, plötzlich lebhaft interessiert. Das Wort Kaiserhof, der Anblick des Dieners, oder vielmehr die etwas auffallende, eine ländliche Abstammung verrathende Livree desselben, hatten auf die natürlichste Weise eine Ideenverbindung in ihm erzeugt, die ihn unwillkürlich zu seinen Liebeschwärmereien zurückführte. Der Zufall schien auf sonderbare Weise eine wenn auch indirekte Verbindung zwischen ihm und den zeitweiligen Bewohnern des Kaiserhofes herstellen zu wollen.

„Ich will zuvor wissen, wer der Herr ist, dem ich mein gleichfalls wohlverworfenes Eigenthum abtreten soll, ob die gnädige Frau eine goldne Vornette und Sammtschleppe trägt und ob das Fräulein wieder wohltauf ist, ob —“

„Versprechen Sie, die Herrschaften kennen einander, die Sache wird keine Schwierigkeiten haben,“ meinte beruhigt der Sohn Abrahams.

Der Diener war jetzt etwas näher getreten, um sich den Herrn, der so viel Interesse an seiner Herrschaft verricht, etwas genauer anzusehen. Plötzlich schien auch ihm die Erinnerung zu kommen, daß er just denselben Herrn vor sich sah, der sein Fräulein gestern Abend krank und bleich an den Wagen geführt, und von ihm selbst unterstützt in denselben hinein gehoben hatte.

„Wie heißt Ihr Herr?“ fragte der Assessor jetzt dringend.

„Mittergutsbesitzer von Stolp, Landtagsabgeordneter des Wahlkreises Hinterhausen,“ rapportirte der Befragte mit Selbstbewußtsein.

„Hinterhausen?“ stammelte Assessor Winter fast starr vor Verwunderung.

„Zu dienen! Kennen der gnädige Herr den Ort?“

Assessor Winter antwortete nicht, er war sprachlos vor Staunen.

„Darf der Herr Bediente nun bringen den Schlafrock zur Frau Baronin?“ fragte der jüdische Commis.

„Sicher, sofort, sogleich!“ überstürzte sich der Assessor, indem er das vielbegehrte Kleidungsstück schleunigst ablegte und sich seinen Gästen in blendend weißen Hemdsärmeln präsentirte.

Der Diener nahm den Schlafrock freudig in Empfang und schlug ihn sorgfältig in ein mitgebrachtes Tuch. In zwei Minuten war er damit fertig. „Die gnädige Frau erwartet mich,“ sagte er wichtig, „der Schlafrock ist ein Geburtstagspräsent für den gnädigen Herrn.“

Assessor Winter dachte in der Freude seines Herzens, schon am frühen Morgen in nähere, wenn auch sehr untergeordnete Beziehungen zur Familie seiner Angebeteten getreten zu sein, daran, eine überschwengliche Geburtstagsgratulation mit dem Schlafrock zu übersenden, unterließ es aber schließlich doch und bat nur um eine ehrfurchtsvolle Empfehlung an das Fräulein, das sich doch hoffentlich wieder wohltauf fühle.

„Wie der Fisch im Wasser!“ versicherte treuherzig Johann. Dann eilte er, gefolgt von dem Commis, schleunig von dannen.

„Einzig wunderbares Spiel des Zufalls,“ philosophirte der Assessor, „daß just in demselben Augenblicke die Beziehungen zwischen mir und der Familie meiner Angebeteten wieder angeknüpft werden, wo ich Thor sie erbarmungslos abgebrochen wähnte. Und mehr, viel mehr! Der Winkel, in dem das Schicksal mich verschlagen hat, ist zufälligerweise auch die Heimat der Geliebten! Sieht das nicht aus wie Bestimmung? Unser Leben ist dem Lauf eines Schiffes vergleichbar, sagt der Frankfurter Philosoph. Das Schicksal spielt dabei die Rolle des Windes, indem es uns schnell weiter fördert oder weit zurückwirft! Nun ich meine, mein Lebensschifflein segelt augenblicklich mit frischer Brise.“

Aber plötzlich blieb der junge Philosoph, der seiner Gewohnheit nach meditierend das Zimmer durchgemessen hatte, wie vom Blitz getroffen stehen. Die Primanervertie, die unglückliche Wirthsrechnung mit dem Rum und dem zerklüfteten Spiegel, das Manuscript — wo waren sie alle hin? Sie waren sämmtlich in den Taschen des Schlafrocks begraben und sahen voraussichtlich ihrer Auferstehung im Kaiserhofe entgegen! Jetzt, vielleicht schon jetzt! Nein, wohl noch nicht, vielleicht war es noch möglich! In Assessor Winters Kopfe schwirren die Gedanken bunt durcheinander, aber nicht wie lustig tanzende sommerliche Müdenschwärme, sondern wie stehende Dornbüschel, die blutdürstig über ihn herfielen und ihre giftigen Stacheln in sein Gehirn senten. Im Ru war der Rod vom Nagel und an seinem Körper, der dunkelblonde Colettenbart gewohnheitsmäßig gebürstet und geäubert, und er selbst spornstreichs zur Thüre hinaus.

II.

Die Wohnung des Mittergutsbesizers und Landtagsabgeordneten von Stolp im Kaiserhofe bestand aus einem in Renaissancegeschmack eingerichteten Salon und zwei Nebenziimmern. Die lang und schräg hereinfallenden Sonnenstrahlen spielten auf einem eleganten Frühstückstisch und warfen ihre glänzenden aber winterlich fühlen Lichter auf die Erde. Das Muster des kostbaren Spitzenbesizes der purpurfarbenen Damastgardinen zitterte als dunkler Schatten auf dem Fußboden, während darüber tausend leuchtende Sonnenstäubchen sich wiegten. Und dazu war die Luft fast bedrückend mit Oxyazinthenduft gefüllt, so daß selbst der kräftige Geruch des Mokka durch ihn zurückgedrängt wurde.

Unweit des Kaffeetisches stand der Geburtstagsstich. Der übliche Kapstuchen mit dem starken Lebenslicht und den Jahreslichtern fehlte zwar, vielleicht weil eine Erinnerung an die ansehnliche Menge der letzteren dem Geburtstagskinde nicht angenehm erschienen wäre. Seine Stelle nahm aber ein stattliches kleines Kästchen Caviar ein, während sich daneben eine Silberplatte mit Dolcheiner Austeren präsentirte. Zwischen Blumen-

gruppen hatten verschiedene überläufige aber dringend notwendige Stückerien Platz gefunden, als: Lesescheit, ein in Perlen gearbeiteter Stiefelknecht, und diverse kunstvoll mit der Schere ausgechnittene Lampenschleier. Auch eine unmögliche Landschaft mit städtischen Thurmospitzen, Sennhütte und obligater Thierherde, vermuthlich eine Bleistiftzeichnung Gretchens, fehlte nicht. Ein verleglassener Platz daneben schien noch auf eine Gabe zu warten.

Die Thüre öffnete sich jetzt, und heraus trat Frau Rittergutsbesitzer von Stolp an der Seite des Arztes. Trokdem Gretchen wiederholt versichert hatte, daß sie sich vollkommen wohl fühle, hatte die Mama doch in erster Fröhe nach ärztlichem Beistand gesandt.

„Ich versichere Ihnen, gnädige Frau, daß ich das Fräulein gründlich untersucht habe,“ erklärte der Arzt, „ich ließ sie zuerst tief athmen, so recht tief, dann habe ich auskultirt, percutirt, aber keine materiellen Krankheitserscheinungen gefunden. Das nervöse Herzklappen ist lediglich seelischen Einwirkungen zuzuschreiben.“

Gretchen war jetzt gleichfalls in den Salon getreten, und in der That verrieth die zarte aber rosige und ansehnend konstante Fröhe des lieblichen Gesichtchens nur heiteres Leben. „Sie haben Recht, lieber Herr Doktor,“ sagte sie beständig. „Mama, hörst Du wohl, es war der Comthur?“

„Unfinn, seit wann bist Du so schreckhaft?“

„Nichts natürlicher als dieses,“ erläuterte der Arzt, „die veränderte Luft, die hauptstädtische Lebensweise, das plötzliche massenhafte Aufnehmen neuer Eindrücke, und wer weiß sonst noch was, haben die Nerven der jungen Dame in hohem Grade erregt und ihr ein ihren Lebensjahren nicht ganz fremdes Unwohlsein zugezogen.“

„Ganz recht, so ist’s,“ stimmte Gretchen lebhaft bei. „Einige Tage Ruhe können nichts schaden,“ fuhr der Arzt fort.

„Aber den heutigen Opernhausball können wir nicht versäumen,“ warf die Mama protestirend ein, „die Toiletten sind schon ausgewählt.“

„Wird auch nicht nöthig sein, meine Gnädige,“ beruhigte der Arzt, „das Fräulein wird sicher im Stande sein, Sie zu begleiten. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen!“

Frau von Stolp verneigte sich würdevoll und herablassend, Gretchen knigte.

„Gegen Mittag werden wir ins Abgeordnetenhans fahren, um den Papa reden zu hören,“ begann Frau von Stolp, „am Nachmittage magst Du dann der Ruhe pflegen, damit Du zum Balle frisch bist.“

„Also heute soll Papa reden? Zu seinem Geburtstage?“ schauderte Gretchen. „Armer Papa, womit hast Du das verdient?“

„Märrisches Kind, was fällt Dir ein?“

„Und ohne Souffleur! Ach, es ist schrecklich, der arme gute Papa,“ bedauerte die Tochter immer noch. „Weshalb trifft ihn solche Strafe?“

„Hörin, die Du bist! Du weißt doch, daß Dein Papa vor seiner Wahl dem Wahlkommittee versprochen mußte, eine Rede zu halten, damit sie im Hinterhanfener Wochenblatt zu lesen sei, und daß das Wahlkommittee nur auf Grund dieses Versprechens seine Wahl durchgesetzt hat.“

„So theuer hast Du Dir die Ehre erkaufen müssen, mein lieber, guter Papa,“ klagte das Töchterchen. „Ich meinte, es sei vollaus genug gewesen, daß der Bürgermeister und der Rathsapotheker bei uns zu Mittag gegessen und daß die Köchin dabei in der Speisekammer gewirthschaftet hat, als ob’s Erntebrot gewesen. Auch noch zum Redenhalten haben sie Dich gezwungen. Nein, ich wenigstens mag es nicht hören.“

„Gretchen —“

Die weitere Entgegnung wurde Frau von Stolp abgeschnitten, denn der Gegenstand so lebhaften Bedauerns war so eben aus dem Seitenzimmer getreten.

„Glück zum Geburtstage!“ rief Gretchen, indem sie auf den Vater zweifte und die Arme ausbreitend fest an seinem Dalse hing.

Herr von Stolp ließ sich voller Behaglichkeit abküssen, ja er kargte selbst keineswegs mit seiner väterlicher Zärtlichkeit. Auch Frau von Stolp trat würdevoll hinzu. „Meine allerbesten Wünsche für Deinen doppelten Ehrentag, lieber Adolf,“ sagte sie huldvoll.

„Zu meinem doppelten Ehrentage, liebes Mägen? Wie meinst Du dies? Bin, bin ich vielleicht heuer um zwei Jahre älter geworden?“

„Nicht doch — erinnere Dich, daß heute der Tag Deiner —“

„Meiner Jungferrede ist — richtig!“ fiel das Geburtstagskind ein. „Ach, daß ich das wirklich einen Augenblick vergessen konnte!“

„Das macht jedenfalls der Geburtstag,“ versicherte Gretchen. „Ich gesehe Dir offen, daß es mir lieber gewesen wäre, wenn Du mich nach dem Kaffeetrinken daran erinnert hättest, liebes Mägen,“ sagte Herr von Stolp nachdenkend.

„Und nach der Geburtstagsbesprechung, nicht wahr, Papa?“ meinte die Tochter.

„Ich fürchte, der Kaffee wird mir nun nicht schmecken.“

„Und meine Schweizerlandschaft wird Dir bei so schweren Gedanken gewiß nicht gefallen?“ rief das Töchterchen.

Dies letztere war nicht zu befürchten. Herr von Stolp war an den Geburtstagsstich getreten und hielt dieselbe bereits bewundernd in der Hand. Aber auch die statliche Größe des Caviarfischchens zwang ihm Anerkennung ab.

„Nun wollen wir Kaffee trinken,“ meinte der zukünftige Demosthenes vergnügt, „kommt, Kinder!“

Bald hatte sich die kleine Familie niedergelassen. Frau von Stolp schenkte den würzigen Trank in die Tassen, und Gretchen suchte mit spizen Fingern das größte Stück Zucker hervor, um es dem Papa in die Tasse zu werfen.

Herr von Stolp schlürfte mit Behagen und schob selbst das Padet Briefe und Zeitungen zur Seite, welches Johann auf seinen Platz gelegt.

„Du mußt mir von daheim erzählen, liebes Mägen,“ sagte er, als die Tasse geleert war, zur Gattin, „die vierzehn Tage, die ich bereits hier zugebracht, erscheinen mir wie eben so viel Wochen.“

„Muß ich Dich von neuem bitten, mich nicht liebes Mägen zu nennen,“ bester Adolf, „es klingt zu plebej, nenne mich wie ich heiße: Helmina!“

„Nun, also liebes Helminchen, wie geht’s zu Hause? Meine Gedanken sind immer dort. Ob der letzte Frost der Wintersaat nicht geschadet? Und wie ist das Treibjagen ausgefallen?“

„Ich bedauere, Deine Fragen nicht beantworten zu können, ich habe mich nicht darum gekümmert,“ entgegnete die Gattin etwas frostig.

„Zwei und sechzig Hasen und sieben Füchse sind geschossen,“ berichtete Gretchen genau. „Ich habe mir alles erzählen lassen, um es Dir mitzutheilen. Auch hat der Förster einen Sechzehner erlegt.“

„Dies — Schwein! Pardon, Helminchen! Glück wollte ich sagen. Das ist derselbe, dem ich lange auf der Spur, und nun ist er mir doch entgangen! Was machen die jungen Füllen, Mägen, wollte sagen Helminchen?“

„Sie tummeln sich alle Tage lustig auf dem Hofe,“ berichtete abermals die Tochter.

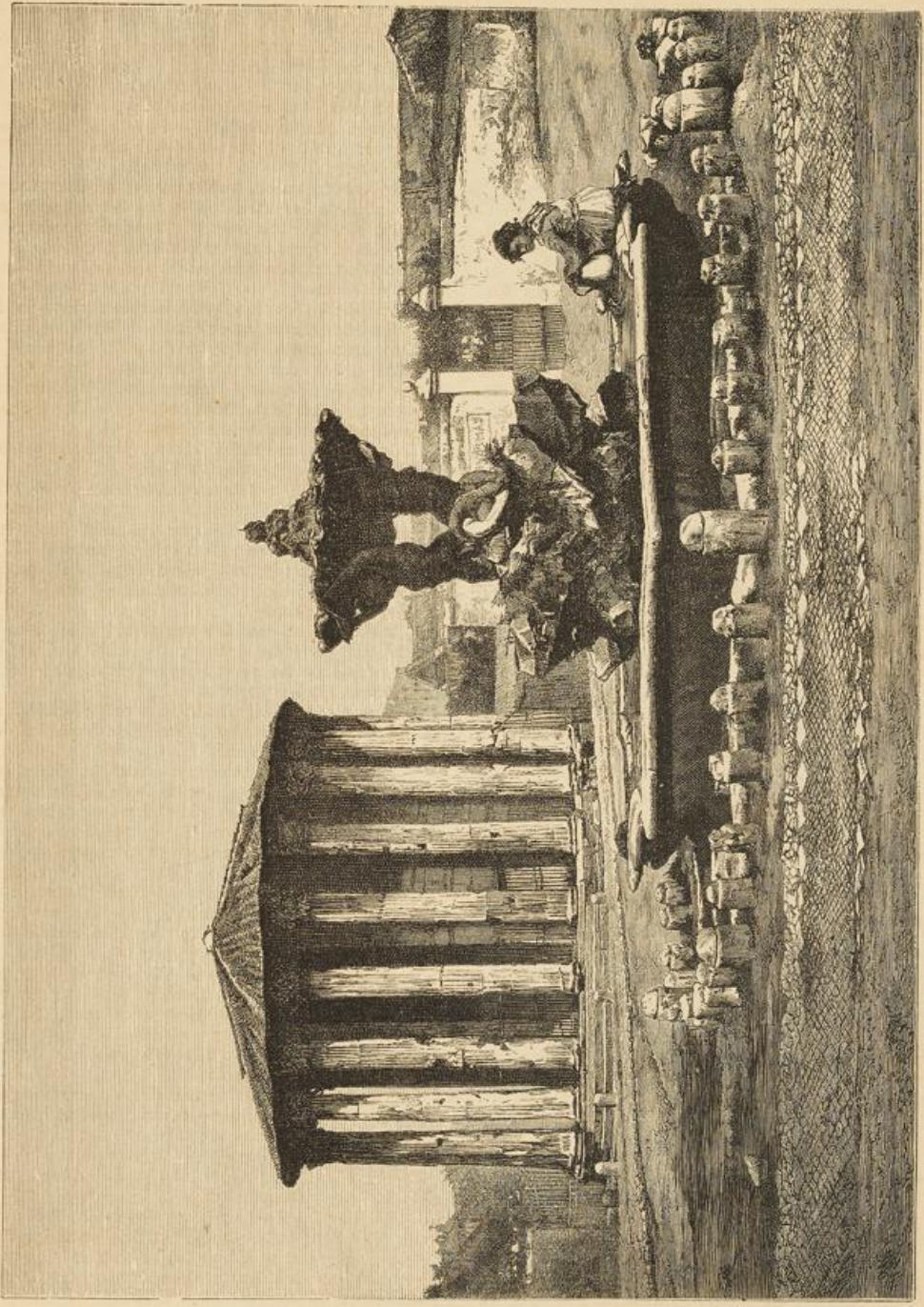
„Und wer ist anstatt meiner in die Honoratiorenwhisparchie des schwarzen Bären eingetreten?“ inquirirte Herr von Stolp weiter.

„Du thust lauter Fragen, die ich nicht beantworten kann,“ meinte Frau von Stolp etwas hochmüthig. „Dieser Umgang war überhaupt nicht nach meinem Geschmack, lieber Adolf.“

Auch Gretchen befand sich am Ende ihrer Weisheit und wußte keine Antwort zu geben. Aber Herr von Stolp ließ sich die vergebliche Frage nicht verdrießen. „Wenn Ihr wüßtet, wie es mich freut, daß Ihr zu meinem Geburtstage nach Berlin gekommen seid, Kinderchen!“ sagte er herzlich.

„Bitte nicht zu Deinem Geburtstage allein!“ bemerkte die Gattin.

„Ganz allein zu Deinem Geburtstage bin ich gekommen,“ versicherte hingegen mit Entschiedenheit die Tochter.



Der Vestatempel in Rom. Originalzeichnung von Donadini.

„Ich wußte durch Deinen Brief, daß Du vermuthlich heute zum Wort gelangen werdest,“ nahm die Gattin das Wort, „und ich will Dir nur gestehen: dies war der Hauptbeweggrund zu meiner Reise. Ich kenne meine Pflicht und will Dir nahe sein, mich in Deiner Nähe fühlen an dem Wendepunkte Deines Lebens!“

„Ich verstehe Dich nicht ganz, Minchen — an dem Wendepunkte meines Lebens? Wie meinst Du dies? Ich denke, Kind, wir haben schon eine ganze Menge Geburstage mit einander verlebt?“

„Lieber Adolf, ich begreife Dich nicht; ich meine den Wendepunkt Deines geistigen Lebens!“

„Wie so, Minchen, wollte sagen Helminchen?“

„Mit Deiner nicht ohne Schwierigkeiten erlangten Wahl zum Landtagsabgeordneten hast Du den ersten Schritt zur öffentlichen staatsmännischen Wirksamkeit gethan! Der Weg ist nun gebahnt, Dein Schicksal in Deine Hand gelegt! Aber ich werde Dir treu zur Seite stehen!“

„Ich verstehe Dich wirklich nicht ganz, liebe Frau.“

„Ich habe Ehrgeiz, glühenden Ehrgeiz für Dich! Ja, für Dich, für mich, für Gretchen. Mit Deiner Wahl zum Landtagsabgeordneten ist Deiner Thätigkeit ein neues, weites, glänzendes Feld eröffnet, lieber Adolf.“

„Aus Herrn von Stolps breiter Brust löste sich ein Seufzer.“

„Die träge Ruhe des Privatmannes ist dahin,“ fuhr die Gattin fort.

„O weh, meine süße Ruhe! Es sollte mir leid sein um mein frisches süßes Krautjunferthum! Aber Gott sei Dank, Minchen — ich meine, so schlimm ist's nicht!“

„Ja, Du hast Recht, ja, Du kannst während der Pausen Deiner staatsmännischen Thätigkeit immerhin der Ruhe pflegen. Dein Tusculum erwartet Dich; auch Bismarck hat ja sein Vazelin!“

„Bismarck, was redest Du da? Hahaha! Wie meinst Du das, liebes Minchen?“

„Auch Bismarcks Thätigkeit begann klein und unbedeutend, der Bach wird erst allmählich zum Strome. Hast Du Heffeli's Buch nicht gelesen?“

„Doch!“

„Nun, auch Bismarcks staatsmännische Wirksamkeit begann als Mitglied des Landtags —“

„Bitte um Entschuldigung — des Provinziallandtags.“

„Einerlei! Du willst alles besser wissen, lieber Adolf! Dann wandle er sich der diplomatischen Carriere zu. Ich würde Dir dies auch vorschlagen, lieber Adolf, Paris, London, Petersburg, Konstantinopel, nein, Konstantinopel nicht.“

„Warum nicht?“

„O, wenn ich Fürstin werden könnte, oder Gretchen Gräfin oder Prinzessin! Es wäre zu schön!“

„Ich glaube, ich muß ihr durch den Arzt den Puls fühlen lassen,“ brummte Herr von Stolp ärgerlich vor sich hin. Seine Gattin griff nach den vor ihm zur Seite geschobenen Zeitungen.

Herr von Stolp benutzte die Pause, um Gretchen zuzuschnurren: „Laß Johann eine Flasche Rheinwein zu den Aulstern besorgen und zum Frühstück auf mein Zimmer setzen, Herzchen. Vielleicht bekomme ich wirklich Courage,“ setzte er zu sich selbst hinzu. „Wo steht Johann?“

„Er wird sogleich hier sein, Papa, die Mama hat ihn zu einer Besorgung ausgesandt — in Wahrheit, wo bleibt er nur?“ antwortete Gretchen.

„Vergiß es nicht, Kind!“

„Es wird sogleich geschehen, Papa!“

Herr von Stolp erhob sich und schritt einige Mal im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor der lesenden Gattin stehen. „Wenn Du erlaubst, so ziehe ich mich auf eine halbe Stunde in mein Zimmer zurück,“ sagte er. „Ich muß meine Gedanken vor Beginn der Sitzung ein wenig sammeln.“

„Geh, o geh, lieber Adolf! Wir wollen Dich Deiner staatsmännischen Kombination durchaus nicht entziehen, behüte Gott, das würde unverzeihlich sein! Und beunruhige Dich nicht um mich, ich werde einstweilen mit Visette die Toilettenangelegenheiten des heutigen Tages ordnen. Wir wollen Deiner würdig an Deiner Seite erscheinen.“

III.

„Fräulein Gretchen, hier ist der Schlafrock des gnädigen Herrn,“ sagte Johann, zur Thür hineintretend.

„Endlich! Du bist lange ausgeblieben.“

„Ach, und ich bin ganz außer Athem — das war eine ganz närrische Geschichte!“

„Was denn?“ fragte Gretchen.

„Der Schlafrock des gnädigen Herrn war aus einem Versehen des Verkäufers noch einmal verhandelt worden, und denken Sie sich, liebes Fräulein, an denselben Herrn, der Sie gestern Abend aus der Oper trug.“

„Was redest Du da? Ich verstehe Dich nicht.“

„Das macht, ich bin noch ganz außer Athem von den weiten Wegen, die ich gemacht, erst nach der Leipzigerstraße, dann nach der Friedrichsstraße bis ans Hallische Thor und wieder zurück. Man läuft sich die Beine ab in diesem vermaledeiten Berlin.“

„Ich kann nicht klug aus Dir werden, rede vernünftig!“

„Nun, ich bin selbst bei dem scharmanten Herrn gewesen, der — nun, Sie kennen ihn ja, gnädiges Fräulein! Er war aber der andere Käufer des Schlafrocks und zeigte anfangs wenig Lust sein Eigenthum abzutreten, bis er erfuhr, daß die Frau Baronin den Schlafrock für den gnädigen Herrn verlange. Dann war er wie um den Finger zu wickeln. Er fragte mich auch, wie es dem Fräulein gehe.“

Mit von Minute zu Minute sich steigender Spannung hatte Gretchen den etwas konfusen Bericht Johanns angehört. Ihre gute Auffassung hatte den Vorgang schnell begriffen.

„Der dunkelblonde Herr, nicht wahr, dunkelblond war er, Johann? Nein, mehr braun, kaffeebraun, wein kastanienbraun?“

„Ganz richtig, Fräulein Gretchen — braun wie Kaffee.“

„Großen Bart, groß und schlant und sehr einnehmend,“ gab Gretchen das nöthige Signalement.

„Richtig, ganz richtig,“ bestätigte Johann. „Er läßt sich dem Fräulein sehr angelegentlich empfehlen,“ setzte er augenzwinkernd hinzu.

„Danke, Du kannst gehen,“ sagte Gretchen, das plötzlich hocherglühende Köpfchen abwendend.

Ein pommerisches Landmädchen ist keine Philosophin, aber auch sie fing an, über das wunderbare Zusammentreffen, das eigenthümliche Spiel des Zufalls, ihre Betrachtungen anzustellen.

„Auf solche Weise sollte er noch einmal an mich erinnert werden,“ sagte sie. „Sonderbar! Nun — so hat er doch noch einmal an mich denken müssen, bald wird er mich wohl vergessen haben! Wie herzlich er mit Papa plaudern konnte, gerade so, wie es dieser gern hat, und — ich auch! Ich fürchtete mich gar nicht vor ihm wie vor den andern jungen Herren, die mich auf der Straße anstarren, als ob ich ein Wunderthier sei, Mama sagt, das machen die rothen Vaden — ob die in Berlin nicht Mode sind? Den Schlafrock hat er also besessen, auch getragen? Wohl noch nicht, er ist so neu und schmund! Da sieht ein Papier hervor, vermuthlich die Rechnung —“

Gretchen hatte bei diesen Worten in die Tasche gegriffen und ein zusammengelüthertes Blatt hervorgezogen. Neugierig faltete sie es auseinander.

Röthe und Blässe wechselten plötzlich auf dem lieblichen Gesichtchen, aber eine freundige Röthe behielt zuletzt die Oberhand.

„Was sehe ich — ein Gedicht? Und die Aufschrift heißt „an Margarethe“ — das bin — ich, ohne Zweifel!“ Sie las:

„Ich sah im Saale unter tausend Kerzen,
Und sah hinab in all' den bunten Schein —
Und Sphärenklang sprach durch das Ohr zum Herzen,
Er fand es arm und einsam und allein.“

Da flog die Thüre auf. Im Hintergrunde Des Elternpaars erblickt ich Deine Spur,
Und näher trat, damit das Herz gesunde,
Zur hehren Kunst die holdste Natur!

„Die „Natur“ bin ich sicherlich wieder. Es ist hübsch, daß ihm die Natur so gut gefällt — mir auch! Aber ich will weiter lesen:“

„Ich sah mit Sonne sich den Geist entfalten,
Du hastest kaum ins Leben noch geblickt —
Und in dem Arm durst' ich Dich Engel halten,
Dem jungen Vogel gleich, dem erher Flug mißglückt.“

Damit ist sicher die dumme Ohnmacht gemeint, die mich so plötzlich überkam. Ach, und sie war so schön, wenigstens das Erwachen — ich möchte alle Tage einmal ohnmächtig sein, um auf gleiche Weise erwachen zu können! Also er, mein Mitter, hat wirklich an mich gedacht, wie ich tausendmal an ihn. Ja mehr, er hat mich belungen! Ach, es ist so hübsch, angefangen zu werden, man kommt sich plötzlich ganz eigen, so erhaben vor — ja wirklich, ich fühle mich ganz erhaben! Ich will die Verse noch einmal lesen. Aber da ist ja die Mama bereits in voller Toilette!

In Wahrheit erschien jetzt Frau von Stolp in schwerer Seidenrobe in der Thür. Sie war bereits zum Ausgehen gerüstet. „Du bist noch nicht angezogen, Kind,“ sagte sie, „willst Du mich wirklich nicht begleiten? Vorerst können wir noch einige Einkäufe besorgen. Aber was laßest Du so eben, um es vor mir zu verbergen? Rede!“

„O, es ist nichts — ein unbeschriebener Zettel, ein leeres Blatt — ich fand es zufällig.“

„Du liest einen unbeschriebenen Zettel? Kannst Du mir im Ernst eine so dumme Antwort geben? Was ist es? Du empfängst doch nicht etwa geheime Briefe?“

„Ach Gott, wer sollte wohl an mich schreiben? Doch richtig, die Haushälterin wollte mir mittheilen, wenn die ersten Gänsefüße aus dem Ei schlüpfen. Aber das braucht nicht geheim zu gehen!“

„Anfinn! Sage endlich, was es ist? Du weißt, ich dulde keine Geheimnisse in meinem Hause, ich muß alles wissen!“

„Das ist wahr —“

„Sprich also!“

„Nun, schilt nur nicht, Mamachen, der Zettel enthält ein Gedicht an mich. „An Margarethe!“

„Wirklich? So weit ist es bereits mir Dir gekommen, wer hätte das geglaubt! Und wer ist der Absender?“

„Der hübsche schlanke Herr, der gestern mit uns zusammen in der Loge saß und so treuherzig mit uns plauderte. Ich bin ihm von Herzen gut geworden, selbst die Ohnmacht ist mir verjährt, weil er mich dabei in den Armen gehalten hat.“

„Ich erkenne Dich nicht wieder, ungerathenes Kind!“

„Ach, ich erkenne mich selbst nicht mehr, Mama. Aber Du willst ja alles wissen, Mama, also muß ich Dir alles sagen.“

„Gib mir das Blatt!“

„Hier ist es, aber schilt ihn nicht, ich mag es nicht hören. Und was ist denn Schlimmes dabei, daß er mich angefangen hat? Er hat doch auch Dir eine große Gefälligkeit erwiesen!“

„Wodurch?“

„Er hat Dir den Schlafrock abgetreten, den er selbst durch ein Versehen des Verkäufers nach Dir im Magazin erstanden hatte. Du siehst, wir haben beide Ursache, ihm dankbar zu sein!“

„Auch sind die Verse am Ende so übel nicht,“ sagte jetzt Frau von Stolp, „nachdem sie Assessors Winter Primaneropus gelesen. Vielleicht fühlte sie sich selbst in dem Dichterlein ein wenig geschmeichelt. „Wer ist es denn aber, wie heißt er denn?“

„Ja, wie heißt er denn? Daran habe ich noch gar nicht gedacht!“

„Und hast Dich dennoch in ihn verliebt?“

„Habe ich das wirklich? Ist das die — Liebe?“ frag Gretchen erblickend und erschrocken.

„Da sieht noch ein Zettel aus der Tasche hervor,“ sagte jetzt Frau von Stolp, die den verhängnißvollen Schlafrock von neuem betrachtet und die Qualität des Stoffes geprüft hatte.

„Vielleicht noch ein geheimer Liebeszettel.“

„O, gib ihn mir, Mama, er ist gewiß nicht an Dich gerichtet,“ bat Gretchen dringend.

„Erlaube, daß ich ihn selbst vorerst lese, Fräulein Raseweis,“ erwiderte die Mutter, indem sie die gleichfalls in der Tasche versteckt gewesene Wirthsrechnung Assessor Winters auseinander faltete. Sie las:

„Herr Kammergerichtsassessor Winter hat empfangen Monat Januar: 2 Flaschen Rum, 1/2 Duzend Flaschen Champagner, eine Gänseleberpaste vom Hoftraiteur, der Werth des beim Commers zer Schlagenen Spiegels beträgt 50 Mark, der Lampe 18 Mark, der zerbrochenen Gläser 12 Mark — — Beim Himmel, Dein Anbeter scheint ein sauberer Patron zu sein, Gretchen!“

„Ich bin selbst ganz erschrocken!“

„Ich verbiete Dir hiermit, niemals wieder an ihn zu denken.“

„Das kannst Du nicht, Mama —“

„Ich werde Dich zwingen, meinen Befehlen Folge zu leisten!“

(Schluß folgt.)

Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

Nachdruck verboten.
Gen. u. LL. VI. 70.

IX.

Es wird nicht überraschen, daß die Steigerung der sozialen Agitation in Paris von einer analogen in Berlin begleitet war, und es hieß den Charakter der kleinen Strohenementen völlig verkennen, wollte man sie anders betrachten, denn als Vorbereitung und Vorübungen zu dem großen Schlage, den man in Aussicht genommen hatte für den damals noch nicht bezweifelten Fall, daß der Pariser Arbeiter als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen würde. Man kann deshalb auch die weitere Entwicklung der Dinge in Berlin nur dann richtig beurtheilen, wenn man dabei die Pariser Junischlacht und deren Rückwirkung auf die soziale Bewegung überhaupt zu ihrem Rechte kommen läßt.

Außerdem ging nebenher die Entwicklung der deutschen Frage, anhebend mit dem sogenannten „wilden“ oder „Stegreifparlament“, welches am 31. März im Kaiseraal des Admers eröffnet wurde und gleich beim Beginn seiner Beratungen die Frage: ob Republik, ob Monarchie? als eine offene zur Entscheidung stellte. Als Vertreter des republikanischen Gedankens traten gleich anfangs heraus: Gustav von Struve, Hecker und Robert Blum, wogegen die „konstitutionelle Monarchie“ besonders durch Heinrich von Gagern, Welcker und Eichenmann vertreten wurde. Die Tendenz der Republikaner war keine andere als die: „die halbe Revolution zu einer ganzen zu machen, die Monarchie abzuschaffen, Deutschland in eine föderativ-republik zu verwandeln und hiermit sofort den praktischen Anfang zu machen, indem das Vorparlament bis zum Zusammen-treten eines frei gewählten Parlaments in Frankfurt zusammen-

bliebe und als deutscher Konvent mittels eines Vollziehungsausschusses die Führung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hand nähme“. Freilich über sah man dabei, daß dem Vorparlament nicht mehr als alles zu dieser Rolle fehlte, und zwar ebensowohl die Legitimation als die Qualifikation. Uebrigens schien man nicht zu wissen, daß eine rechte oder ganze Revolution etwas mehreres verlangt und voraussetzt, als lediglich die republikanische Staatsform, daß sie vielmehr, um ihren Namen zu verdienen, „entweder die moralische Ordnung der Dinge, das heißt die Religion, oder aber die materielle, das heißt die Eigenthumsverhältnisse ändern muß“. Es ist dies der durchgreifende Unterschied der englischen und französischen Revolution, von denen eben die letztere, wenn sie auch nur bis an die Grenze des Sozialismus gelangte, doch ihre aus dem Feudalwesen überkommenen Eigenthumsverhältnisse in der radikalsten und nachhaltigsten Weise geändert und damit dem jetzigen Sozialismus die Wege gebahnt hat.

Da mir von den zunächst thätigen Personen nur Heinrich von Gagern persönlich bekannt geworden ist, so muß ich auf die Charakteristik der übrigen Verzicht leisten, kann aber, was den ersteren anlangt, nur den Ausspruch wiederholen, welchen er über sich selbst that, als er zu seinem Vater sagte: „Welche Zeiten, welche Armuth, daß ein so mittelmäßiger Kopf wie ich zu solcher Rolle kommt.“ Dabei gab es indes wenig Menschen, welche ihre Mittelmäßigkeit mit solchem Aplomb geltend und ihre kleine Hilfsmittel überall so nutzbar zu machen verstanden wie er, und Johannes Scherr hat wohl nicht ganz unrecht, wenn er von ihm sagt, er sei nach Begabung, Bildung, Stim-

mung und Haltung der vollendete Ausdruck des patentirten Liberalismus gewesen, welchen er vornehm zu repräsentiren verstand. Zum großen Manne aber habe ihn der deutsche Professorenreißer vor seinem freiherrlichen Titel und Wappen gemacht, und der liberale Philister sei ganz überglücklich gewesen, dieses Großmannspatent anzuerkennen und das hässliche Urbild seines eigenen Wesens als den „Allerbesten und Allerbesten“ der Besten und Edelsten verehren zu sehen und geräuschvoll mit verehren zu dürfen.

Obgleich Herr von Gagern an sich ein entschiedener Gegner der republikanischen Bestrebungen war, so gelang es ihm doch damals noch nicht, die sofortige und unbedingte Ablehnung des Struve-Hederich'schen Antrages durchzuführen, vielmehr wählte man das von den „Diplomaten der republikanischen Partei“ unterstützte Auskunftsmittel, die Entscheidung über Republik oder Monarchie der mit möglichster Beschleunigung vom deutschen Volke zu wählenden deutschen Nationalversammlung vorzubehalten.

Ebenso wurde die beantragte Permanenzklärung abgelehnt und nur die Einsetzung eines Ausschusses von fünfzig Mitgliedern beliebt, welcher Ausschuss sich mit dem „gereinigten“ Bundestag in Verbindung setzen sollte. Bei der Wahl zu diesem Ausschusse gingen die Heißsporne der republikanischen Partei leer aus und griffen deshalb ihrerseits zu den Waffen, um das, was ihnen auf parlamentarischem Wege mißlungen war, nämlich die Einführung der Republik, in unbegreiflicher Selbsttäuschung durch einen Appell an das deutsche Volk in Waffen zu erzielen. Der klägliche Ausgang dieses Putzsches in Baden und Württemberg ist sattsam bekannt, und wenn die republikanische Farce auch später noch durch das deutsche Rumpfparlament in Stuttgart ein kleines Nachspiel fand, so war doch die republikanische Agitation damit in der Hauptsache zu Grabe getragen.

Anderer dagegen stand es um die soziale Bewegung, welcher man nicht allein bei den Beschlüssen über das Wahlrecht dadurch Rechnung trug, daß man als obersten Grundsatz direkte Wahl hinstellte und für wahlberechtigt und wählbar jeden nach dem Geetze seines Heimatlandes Volljährigen erklärte, sondern welche auch noch dadurch einen konkreteren Ausdruck erhielt, daß bei der provisorischen Besprechung der „Grundrechte des deutschen Volkes“ Robert Blum und seine näheren Freunde sich der arbeitenden Massen warm annahmen und empfahlen, in den Entwurf der Grundrechte aufzunehmen: „Ein volksthümliches Kreditssystem mit Adreß- und Arbeiterkassen; Schutz der Arbeit durch Einrichtung von Maßregeln, um Arbeitsunfähige vor Mangel zu bewahren, Erwerblosen Beschäftigung zu verschaffen, die Verfassung des Gewerbe- und Fabrikwesens den Bedürfnissen der Zeit anzupassen; Schulunterricht für alle Klassen, Gewerbe und Berufe aus Staatsmitteln.“

Selbstredend besand sich der Liberalismus „als politischer Ausdruck der Bourgeoisie im schlechtesten Sinne des Wortes“ diesem Antrage gegenüber in nicht geringer Verlegenheit. Er, der so viele Jahre hindurch die Arbeiter und Proletarier im Namen der Freiheit und Gleichheit, des Naturrechts und des Hungers gegen die bestehenden Gewalten aufgehetzt hatte; er, der die Arbeiter bis dahin „liebe Brüder“ und „wackere Mitbürger“ genannt, und dem diese wackeren Brüder so eben den Weg zu den Regierungssesseln gebahnt hatten: er wollte doch nichts davon hören, als das Gros seiner bisherigen Armeen unumkehrbar nach seinen Märzerrungenschaften fragte und seinen Antheil an der so feierlich proklamirten Souveränität des Volkes begehrte. In dieser Verlegenheit fand der Minister Römer aus Stuttgart das entsprechende Auskunftsmittel, indem er sagte: „Meine Herren! Sie alle theilen gewiß die Sympathien für diese Leute, und ich bitte durch Aufstehen den Beweis zu geben,“ ein Vorschlag, der natürlich begeisterten Anklang und fast einstimmige Annahme fand. Zum Unglück waren die Arbeiter nicht freisinnig genug, um diese Sympathieerklärung nahrhaft oder schmackhaft zu finden.

X.

Das preussische Märzministerium, in welches noch im April Herr von Patow als Handelsminister eingetreten war, ver-

folgte inzwischen, um mit dem Dichter zu sprechen, „im Rebel seinen Weg“ und bemühte sich auf seine Art, die politische Quadratur des Kreises zu finden, indem es Volkssouveränität und Monarchie, Vereinbarungsprinzip und konstituierende Versammlung, Majoritätsprinzip und die indirekte Wahlen mit einander zu versöhnen versuchte. „Wenig Talent und kein Charakter, viel Geschrei und wenig Wille, große Worte und kleine Thaten“, dies soll — wie von anderer Seite versichert wird — der wesentliche Inhalt seiner Geschichte sein.

Welcher „Fortschritt“ unterdessen in der preussischen Hauptstadt stattgefunden hatte, das erfährt man am besten aus einem Briefe Friedrichs von Raumer vom 17. Mai, in welchem es heißt: „Bis etwa vierzehn Tage nach dem 18. März war überall fast nur die Rede von den unsterblichen Barrikadenhelden, die ihres Gleichen in der ganzen Weltgeschichte nicht hätten, gegen welche Leonidas und seine dreihundert Spartaner nur jämmerliche Stümper wären und denen man in Marmor und Erz ewige Denkmäler errichten müsse. Seit vier Wochen aber nimmt seiner mehr das Wort Barrikade und Barrikadenheld in den Mund, der 18. März wird zum *noli me tangere*, und in vertrauteren Gesprächen wünscht man die Felder der glorieichen Nacht zum Teufel. So ändern sich die Zeiten, und es ist für ein Glück zu achten, wenn die höflich erzürnten Bürger nicht die Proletarier nächstens niederstießen müssen, um die Ordnung herzustellen.“

Daß es dem Märzministerium, welches sich nach seiner persönlichen Zusammenkunft für besonders geeignet hielt, „den Staat ohne lebensgefährliche Zustände über die Klüfte, welche das alte System von dem neuen trenne, hinüberzuführen“ nicht gelingen wollte, diese seine Aufgabe zu erfüllen, hatte nicht allein in der Unreife und Widerpenigkeit der in ihrer Mehrheit aus radikalen Elementen zusammengesetzten Nationalversammlung seinen Grund, sondern es wurzelte auch zu einem nicht geringen Theile in der eigenthümlichen Lebensanschauung und in der, ich möchte sagen, standesgemäßen Auffassung von Staat und Gesellschaft, welcher sich die Hochbourgeoisie und das Fürstenbaronthum nie völlig zu entziehen vermögen. „Fordern und bieten macht Klauenteile“; dies war auch die politische Maxime, nach welcher die Herren Camphausen und Hansemann ihre Verhandlung mit der Nationalversammlung betrieben. Hierzu trat noch die in jenen Kreisen besonders gesteigerte Furcht vor dem „rothen Geipenit“, weil der Triebfand, auf welchem ihre Herrlichkeit ruhte, noch in steter Bewegung war und ihr größtentheils papierner Besitz sie zwischen Furcht und Hoffnung hin- und herichwanken ließ.

Außerdem wirkte mit, daß fast gleichzeitig mit der preussischen Nationalversammlung auch die deutsche in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. zusammentrat, eine Versammlung, die, obgleich sie auf breiterer demokratischer Grundlage beruhte, als die preussische, nämlich auf direkten Wahlen, dennoch sehr viel mehr antidemokratische Elemente und Kapazitäten in sich begriff als die preussische. Freilich befanden sich unter den Kapazitäten 118 Professoren, und was das besagen will, das haben wir „mit Schauern selbst erlebt“, zumal unter diesen eine nicht geringe Anzahl politischer Kameele war, welche aus ihrer burichenschaftlichen Sturm- und Drangperiode ein ganzes Reservoir ungehaltener Reden bei sich führte.

Wie es nicht anders zu erwarten stand und vielleicht auch — wie man damals wenigstens annahm — hier und da beabsichtigt war, entwickelte sich zwischen den beiden Versammlungen alsbald ein politisches Zwidmühlenspiel, welches um so ergötzlicher anzuschauen war, als auch die Paulskirchenversammlung „ihre Schiffelein auf das Meer der deutschen Phantastie steuerte“, und insbesondere durch die geringschätzige Behandlung Preußens selbst in den Reihen der preussischen Demokratie einen gesunden preussischen Partikularismus wachrief. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen einer Scene aus der preussischen Nationalversammlung, als plötzlich ein sehr ertragter Demokrat (wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht: der Rechtsanwält Bag aus Magdeburg) auf der Rednertribüne erschien und sich dem „deutschen Unfinn“ gegenüber als ein in der Wille gefärbter preussischer Patriot entpuppte.

Man machte deshalb schon damals dem preussischen Märzministerium den Vorwurf, durch jenes Zwickmühlenspiel den Fortschritt der Bewegung in den Einzelstaaten durch das deutsche Parlament und den Fortschritt des Parlaments durch die Regierungen der Einzelstaaten lahm gelegt und sich dadurch, wenn unabdinglich als sehr beschränkt, wenn absichtlich als dienstbaren Geist der Reaktion erwiesen zu haben.

Um indes ihr Uebergewicht zu behaupten und namentlich ihre kindliche Fiktion von der Souveränität des deutschen Parlaments praktisch geltend zu machen, fasste die deutsche Nationalversammlung alsbald, nämlich schon am 27. Mai den Beschluß, „daß alle Bestimmungen einzelner deutscher Verfassungen, welche mit dem von ihr zu gründenden allgemeinen Verfassungswerke nicht übereinstimmen, nur nach Maßgabe des letzteren als gültig zu betrachten seien, ihrer bis dahin bestehenden Wirksamkeit ungeachtet“, ein Beschluß, der damals mit vielem schweren Getrübte als ein glänzender Sieg gefeiert wurde. Man war eben politisch noch unverdorben genug, um dieselben Wünsche zu hegen, wie jenes Darmstädter Bäuerlein, welches sagte: „Republik wollen wir, aber unseren Großherzog auch.“

Es war Herr Heinrich von Gagern, dem es beschieden war, das Unvereinbare mit einander zu versöhnen, indem er gleich bei der Uebernahme seines Präsidentenamtes die Paulskirche durch folgende künstlich gefügte Phrasen faszinierte: „Wir haben die größte Aufgabe zu erfüllen“, sagte er; „wir wollen eine Verfassung schaffen für Deutschland, für das gesammte Reich. Der Verus und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation. Den Verus und die Vollmacht, dieses Verfassungswerk zu schaffen, hat die Schwierigkeit in unsere Hände gelegt, um nicht zu sagen die Unmöglichkeit, daß es auf anderem Wege zu Stande kommen könnte. Die Schwierigkeit, eine Verständigung unter den Regierungen zu Stande zu bringen, hat das Vorparlament richtig vorgeführt und uns den Charakter einer konstituierenden Versammlung vindicirt. Deutschland will Eins sein, ein Reich, regiert vom Willen des Volkes, unter der Mitwirkung aller seiner Gliederungen. Diese Mitwirkung auch den Staatenregierungen zu erwirken, liegt mit in dem Verus dieser Versammlung.“

Die Versammlung jubelte natürlich rauschenden Beifall; war es doch nunmehr möglich, Volkssouveränität und Vereinbarungsprinzip, Fürstentum und Revolution saust neben einander ruhen zu lassen, zu geschweigen der köstlichen Phrase, „den Regierungen eine Mitwirkung zu erwirken.“ Es war damals die glückliche Zeit, wo jede Phrase einen um so höheren Kurs hatte, je weniger man sich dabei denken konnte.

Da die deutsche Nationalversammlung alsbald das Gefühl überkam, daß sie in Ermangelung jeder Exekutive und jedes realen Machttrüchthals doch eigentlich ziemlich in der Luft schwebte, so machte sich schleunig das Bedürfnis geltend, eine provisorische Centralgewalt zu schaffen, doch gingen hierbei die Bestrebungen selbstverständlich ziemlich weit auseinander. Von der einen Seite das Bestreben, die Nationalversammlung wenn möglich in einen Konvent zu verwandeln, die Exekutive in die Hände eines Wohlfahrtsausschusses zu legen und durch allgemeine deutsche Volksbewaffnung den nöthigen militärischen Rückhalt zu gewinnen. Von der anderen Seite das Bemühen, zwar den Begriff der Volkssouveränität theoretisch festzuhalten, thatsächlich jedoch das Material für diese Centralgewalt aus dem deutschen Fürstenthum zu entnehmen.

Der erste Vorschlag, welcher schon im Fünfzigerausschuss des „wildem Parlaments“ verhandelt war, war die sogenannte

„Onfelei“, nämlich das Projekt, ein Bundesdirektorium zu schaffen, bestehend aus einem österreichischen, einem preussischen und einem bairischen Prinzen, nämlich dem Erzherzog Johann, dem Prinzen Wilhelm und dem Prinzen Karl, von welchen der erste ein Oheim des Kaisers von Oesterreich, der zweite ein Oheim des Königs von Preußen und der dritte ein Oheim des Königs von Baiern war. Daher der Name.

Dieses Projekt wurde von Seiten der für die Erörterung dieser Frage von der deutschen Nationalversammlung niedergelegten Fünfzigerkommission in etwas veränderter Fassung wieder aufgenommen, wogegen von der Linken ein aus fünf Personen bestehender Vollziehungsausschuss gefordert wurde.

Bekanntlich entschied Herr von Gagern nach mehrträgiger angestrengter und bewegter Debatte den Gegensatz durch „seinen lähnen Griff“, indem er die Versammlung dazu fortriß, die Wahl selbst vorzunehmen, „wenngleich prinzipiell damit nicht das Prinzip geschaffen werden sollte, daß die Regierungen in dieser Sache gar nichts zu sagen hätten, die Wahl aber auf einen deutschen Fürsten zu lenken, jedoch nicht weil, sondern obgleich er ein Fürst sei.“

Der Vorschlag eines hinterpommerschen Abgeordneten, des Herrn Braun aus Cöslin, die provisorische Centralgewalt auf Preußen zu übertragen, wurde damals fast von allen Seiten mit schallendem Gelächter beantwortet und zwar nicht ganz mit Unrecht, weil der Weg, welchen Preußen zu jener Zeit eingeschlagen, nicht der rechte war, um eine deutsche Kaiserkrone zu gewinnen.

Gleichzeitig mit diesem damals vielgefeierten Redeturnier in der Paulskirche tobte in den Straßen von Paris die Junienschlacht, in welcher der erste Akt jener welthistorischen Tragödie sich abspielte, welche man die „soziale Frage“ nennt, und in der mit Blut und Eisen über das Schicksal der „alten Gesellschaft“ provisorisch entschieden wurde.

So groß war indes damals die Kurzsichtigkeit und Verblendung, daß man diese „neueste Pariser Emence“, wie man jenes phänomenale Ereigniß geringschätzig nannte, kaum irgendwo richtig erkannte und würdigte. Man hatte eben keine Ahnung davon, daß der Hunger politische Ereignisse und Konjessionen anders beurtheilt, als die „sotte Tugend und zahlungsunfähige Moral“, und daß der Pariser Arbeiter im Juni die Einführung des Wechsels verlangte, welchen die provisorische Regierung der französischen Republik unter dem 25. Februar ausgestellt und in welchem sie sich verpflichtet hatte, „allen Bürgern Arbeit zu verschaffen und die Existenz des Arbeiters mittelst der Arbeit zu gewährleisten“. Man sah in dem Ausgang dieser Schlacht höchstens einen „Sieg der Ordnung über die Anarchie“, einen Sieg der Republik über schuldvolle Absichten und traurige Irrthümer (Profflation des Generals Cavaignac), und in seiner Rückwirkung auf Deutschland einen „Sieg des monarchischen über den republikanischen Gedanken“.

Je mehr man aber von der Wichtigkeit dieser Auffassung überzeugt war, um so mehr mußte es überraschen, daß die nächste Entwicklung fast das gerade Gegentheil zu bringen schien, nämlich in Frankreich, wo die derzeitigen Gewalthaber ja die Junienschlacht zur Erhaltung der Republik geschlagen hatten: Befestigung des republikanischen Gedankens und Ausbildung der republikanischen Institutionen, und in Deutschland: Steigerung der Anarchie und der demokratischen, auf die Republik gerichteten Bestrebungen. Die Auflösung dieses scheinbaren Widerspruchs ist nur zu finden, wenn man mit seinem Blicke nicht auf der Oberfläche haften bleibt.

Das Telephon (Fernsprecher).

Von Gustav Schubert.

(Mit dem Bilde: Generalpostmeister Stephan am Telephon in der Beilage.)

Währet im Naturbetrachte immer eins wie alles andern.
Nichts ist heinern, nichts ist draussen; denn was innen, das ist außen.
So ergreift ohne Säumnis heilig offentlich Geheimnis. Goethe.

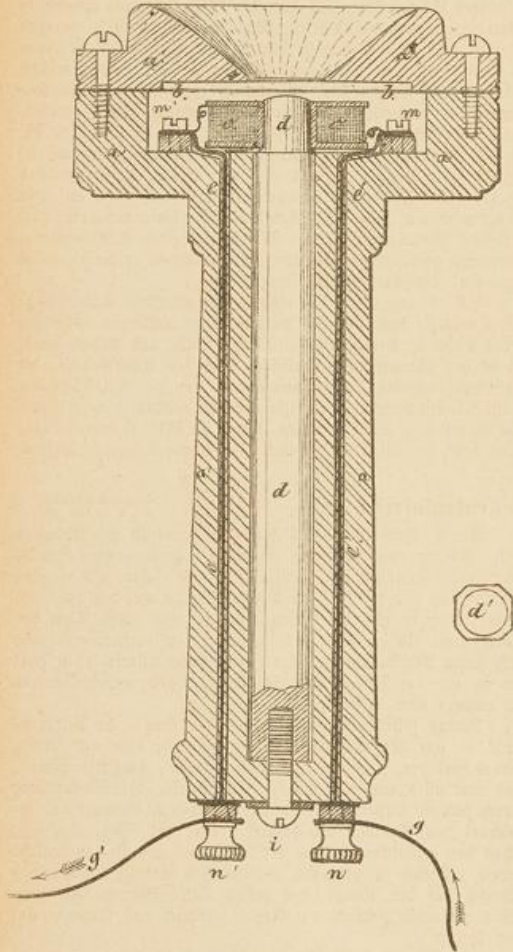
Mit dem Hinweis auf die obigen Worte des Dichters, der für Naturforschung einen so genialen Blick hatte, wollen wir heute unsere Leser mit einer Erfindung bekannt machen, die

XIV. Jahrgang, 10. B.

Nachdruck verboten.
Gel. B. 11./VI. 70.

ohne Bedenken zu den bedeutendsten der letzten Jahrzehnte gerechnet werden muß, und die seit kurzem vermöge ihrer Grösartigkeit und unberechenbaren Tragweite die ganze gebildete Welt in Spannung erhält. Die Geschichte der Erfindungen ist, wie bekannt, überreich an Beispielen, die uns berichten, wie manche „Erfinder“, die doch als Wohltäter der Menschheit

hätten gepriesen werden müssen, als Wahnsinnige und Geistesgestörte behandelt wurden, ja im Kerker oder in Noth und Elend unkommen mußten, weil die Mittel für den Blutz des Genius kein Auge und kein Verstand hatte. Unserer Zeit kann und darf dieser Vorwurf nicht gemacht werden, und wir begrüßen daher die neueste Erfindung auf diesem Gebiete mit um so größerer Freude, als wir es im Grunde mit einer deutschen zu thun haben, die, wie es nicht selten zu geschehen pflegt, in verbesserter Form aus der Fremde zu uns zurückgekehrt ist. Das Wesen der neuen Erfindung, welches sich Telephon nennt, ist folgendes: Vermöge eines überaus einfachen Instrumentes können Töne und Worte, überhaupt alle mit unjeren Gehörwerkzeugen wahrnehmbaren Luftschwingungen (Schall, Geräusch u. s. w.) nach einem entfernten Punkte geleitet und zur Darstellung gebracht,



d. h. gehört werden. Dies ist, könnten unsere Leser einwenden, bis jetzt ebenfalls, vermittelt eines langen Sprachrohres möglich gewesen, wäre also nichts Neues. Die neue Erfindung hat indes mit den Prinzipien der Fortpflanzung des Schalles durch Brechung der Schallwellen an den Wänden eines leitenden Rohres nichts gemein, sondern beruht auf einer Naturkraft, deren Wirkungen wir deutlich nachweisen können, die aber sich des Schleiers nicht berauben läßt und aller „Fabel und Schrauben“ spottet. Geben wir zunächst eine genaue Beschreibung des Instrumentes, wie es aus den Händen des amerikanischen Professor Bell hervorgegangen, und wie es augenblicklich zu Hunderten

in der Telegraphenbau-Anstalt von Lewert in Berlin hergestellt wird.

Die nebenstehende Zeichnung stellt den Durchschnitt einer 15 Centim. langen und 4 Centim. im Durchmesser haltenden Holz- oder Hartgummi-Röhre dar (a, a') die in ein 8 Centim. breites Mundstück übergeht, beide Theile sind durch schraffierte Linien angedeutet. In der Mitte der Röhre liegt ein Magnetstab (d) von 1 Centim. Dide, welcher bei i durch eine Schraube mit der Holzröhre verbunden ist, und in ee eine um den Eisenkern d vielfach gewundene Spirale aus haardünnen, mit Seide umspinnenen Kupferdraht trägt. Dieser tritt links und rechts aus der Spirale und wird durch Klemmschrauben (m, m) mit den Leitungsdrähten (ee) in Verbindung gebracht, die wiederum durch die Schrauben n' n mit den außerhalb des Apparates liegenden, nach der entfernten Station führenden Drähten vereinigt sind. Ueber der Spirale und dem umwundenen Theile des Magnets schwebt in der Entfernung von 1 Millim. eine dünne kreisförmige Eisenplatte (bb) von der Stärke einer Visitenkarte, den Anker des Magnet darstellend.

Die Prinzipien, nach denen das höchst einfache Instrument arbeitet, sind folgende: Ein Magnet hat bekanntlich die Eigenschaft, weiches Eisen anzuziehen, es bilden die Wirkungen um denselben ein sogenanntes magnetisches Feld. Je näher jenes Eisen (Anker) dem Magnete ist, desto größer, und je entfernter, desto schwächer ist die Anziehung — ein Experiment, welches von Jedermann mit Leichtigkeit ausgeführt werden kann und physikalisch mit „Veränderung des magnetischen Feldes“ bezeichnet wird. Eine solche wird aber durch Vibration der als Anker fungirenden Eisenscheibe bb bewirkt, und hat durch einen höchst wunderbaren Naturprozeß die Erregung (Induktion) eines elektrischen Stromes in der Spirale ee zur Folge, mit andern Worten: die Schallwellen, welche durch Sprechen, Singen u. d. die Eisenscheibe in Schwingungen versetzen, erzeugen vermittelst des magnetischen Feldes einen elektro-magnetischen Strom, und zwar wie ausdrücklich konstatiert werde, ohne Mitwirkung einer elektrischen Batterie. Dieser Strom tritt durch die Schraube m' in den Leitungsdraht e, verläßt bei n' den Apparat und eilt durch g' der entfernten Station zu. Dort befindet sich ein zweites Instrument von derselben Konstruktion, in welches nun der Strom eintritt, die Spirale umfließt, und in der darüber schwebenden Eisenscheibe dieselben Schwingungen erzeugt, wie in dem Sprechapparat; der Vorgang ist also hier ein umgekehrter, indem der elektro-magnetische Strom in Schallschwingungen umgekehrt wird, resp. dieselben erregt und auf diese Weise die Thätigkeit, die Vibrationen der Scheibe auf der ersten Station reproduziert. Diese Verwandlung des magnetischen Fluidums in Schallwellen, und umgekehrt ist der Kardinalpunkt des Apparats; ein Vorgang, den Professor Bell mit den Worten erklärt: „Wenn nun die menschliche Stimme das Diaphragma (Zwergefell, Eisenscheibe) in Schwingungen versetzt, so werden in den Drahtrollen elektrische Schwingungen erzeugt, welche den von der Stimme hervorgerufenen Tonwellen genau entsprechen.“ Wenden wir uns jetzt zu der praktischen Verwendung des Telephon; wir denken uns hierzu zwei, vielleicht 10 Meilen von einander entfernte Stationen A und B, jede derselben bedarf eines Instrumentes, die durch eine doppelte Leitung in Verbindung zu setzen sind. Es können hierzu etwa schon vorhandene bisher zu den gebräuchlichsten Schreibtelegraphen verwendete Drähte benutzt werden. Die doppelte Leitung hat den Zweck, einen Kreislauf des Stromes zwischen beiden Apparaten herzustellen, doch hat man bereits Versuche mit einfachen Leitungsdrähten unternommen (in welchem Falle die Erde die Funktion des zweiten übernimmt), die dabei erzielten Resultate waren indes nicht so günstiger Art, als bei doppelter Drahtleitung. Unter Voraussetzung richtiger Anlage der Leitung, setzt der Sprecher in A den Mund an das Mundstück, wie es beim Sprachrohr geschieht, und spricht mit gewöhnlicher Stimme, natürlich deutlich, in den Apparat hinein, in demselben Augenblick hört der Empfänger in B, der das Instrument an das Ohr zu halten hat, die gesprochenen Worte mit einer Deutlichkeit, die sich nicht allein auf Vokale und Konsonanten, sondern auch auf die

Klangfarbe des Gesprochenen bezieht; ist der Hörer mit den sprechenden Personen bekannt, so kann er z. B. mit Leichtigkeit die einzelnen Stimmen unterscheiden. Es macht einen überwältigenden Eindruck, aus dem so unheimbaren Instrument plötzlich Worte zu vernehmen, die aus einem tiefen Schacht zu kommen scheinen und durch die erlittene Abschwächung einen geisterhaften Charakter angenommen haben. Will nun der Empfänger in B auf das Gefragte oder Gesprochene antworten, so nimmt er einfach das Instrument vom Ohr zum Munde und spricht hinein; benützt also das eben als Hörrohr benutzte Mundstück zum Sprachrohr, während in der Station A das Umgekehrte stattfindet. Das Telephon übermittelt aber nicht allein Worte, sondern alles aus dem Bereich des Hörbaren, also Gesang, Instrumentalmusik, Geräusch etc., unter der Voraussetzung, daß die betreffenden Schallschwingungen auf der erwähnten Eisenscheibe (Anter) zur Darstellung gelangen.

Nach den bis jetzt gemachten Versuchen ließen sich beispielsweise Melodien, Produktionen eines Violon- und Instrumentalquartetts, Klaviers, Spielbojen etc. vortrefflich „telephonieren“. Der Apparat hat aber noch eine überraschende Eigenschaft, die für die Zukunft desselben von größter Wichtigkeit ist. Werden nämlich in unsere Leitung von A nach B ein oder mehrere Instrumente eingefügt (eingeschaltet), so reproduzieren diese ebenfalls das auf einer dieser Stationen aufgegebenen Wort, ein in A auftretender Redner oder Sänger kann also buchstäblich und in unwiderrückbarer Weise gleichzeitig an mehreren Orten vernommen werden; würde sich also ein solcher in der Hauptstadt produzieren, so sind die Bewohner der umliegenden Provinzialstädte und Dörfer in der Lage, vermittelst des Telephon an dem geistigen Genuße direkt zu partizipieren, eine Möglichkeit, an welche bis jetzt wohl kein Sterblicher gedacht hat. Was die Tragweite resp. die Leitungsfähigkeit des Instrumentes betrifft, so sind die Versuche darüber noch nicht abgeschlossen, auf zehn bis zwanzig Meilen ist dieselbe konstatirt, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die neue Erfindung, die höchst wahrscheinlich bedeutende Verbesserungen erfahren wird, den Raum vollständig überwindet.

Das Telephon ist bereits in Berlin in den praktischen Dienst getreten, so z. B. zwischen dem Generalpostamt (Generalpostmeister Stephan) und der Telegraphendirektion, zwischen kleinen Stationen der in Berlin einmündenden Eisenbahnen etc. Da die Benutzung desselben keinerlei Vorkenntnisse, wie beim Telegraphiren, erfordert, jedes sprechende und hörende Individuum sofort davon Gebrauch machen kann, so ist es begreiflich, daß Bahnverwaltungen, Behörden, Industrielle und Private zur Vereinfachung des Geschäftsganges, und aus ökonomischen Gründen (zwei Telefone kosten 15 Mark) von der Erfindung den weitesten Gebrauch machen werden, der vielleicht nur dadurch eine Beschränkung event. Modifizierung erfährt, daß dem Empfangsapparat alle äußeren, das Hören störende Einflüsse fern bleiben müßten; so würde z. B. inmitten einer tobenden Schlacht, oder in geräuschvollen Fabrikräumen, ohne etwaige besondere Vorkehrung, das von der Aufgabestation kommende Wort schwer verständlich sein. Wenn wir nun noch in wenigen Worten nach dem Ursprung der Erfindung forschen, so kann in Bezug auf den vorliegenden Apparat dem amerikanischen Physiker Bell das geistige Eigentumsrecht nicht abgesprochen werden; es muß aber gerechterweise der Versuche Gedacht werden, die der deutsche Professor Philipp Reish in Frankfurt a. M. bereits im Anfang der sechziger Jahre mit einem Telephon angestellt hat. Dasselbe bestand in einem kleinen Kasten, welcher an der einen Seite eine trompetenartige Rohröffnung, auf dem Deckel aber ein feines Häutchen aus Thierblase mit einer aufgeklebten Metallplatte hatte. Mit Hilfe eines Elektromagneten und einer galvanischen Batterie war es Professor Reish bereits gelungen, Tonschwingungen fortzuleiten.

Sei es nun, daß die bisher mangelhaften Patentschutzgesetze deutsche Techniker vor weiteren Untersuchungen abhielten, deren Lohn in keinem Verhältnis zu Mühe und Arbeit stand, sei es der überwiegende praktische Blick des Amerikaners, die Erfindung unseres Landsmannes war von der Bildsäule der Dessenlichkeit verschwunden, um erst jetzt wieder in neuer Form vor die erstaunte Welt zu treten. Möge die Mitwelt beiden Männern durch den alten Wahlspruch: Summ cuique! gerecht werden.

Henry Stanleys Expedition durch Centralafrika 1874—1877.

II.

Stanleys Fahrt den Kongofluß abwärts ist eine Reihe spannender und gefährvoller Abenteuer, ein fortgesetztes Kämpfen mit den Elementen, dem Hunger und wilden Menschen. Und diese Fahrt dauerte neun Monate lang vom November 1876 bis August 1877.

In Nyangwe, wo Stanleys Vorgänger Livingstone und Cameron umkehren mußten, lag der Entscheidungspunkt. Hier stand der Reisende an der Schwelle des unbekanntes Theiles von Afrika, und fragte er die dort angesiedelten arabischen Händler, wie man weiter nach Norden, den Kongofluß abwärts, gelangen könne, so riefen sie ihm einfach, gar nicht daran zu denken, es sei doch unmöglich.

Indessen dieser Ausdruck scheint nicht in Stanleys Wörterbuch zu stehen. „Es war eines Nachts,“ so erzählt er, „als ich mit meinem englischen Begleiter, dem gleich mir für die Erforschung Afrikas glühenden Franz Pocod, zu dem Entschlusse kam, unter allen Umständen den Versuch zu wagen. Mißlang derselbe, nun so hatten wir ja den Trost, daß es mindestens 20 tüchtigen Leuten, die von verschiedenen Seiten in das unbekanntes Territorium eindringen wollten, nicht besser ergangen war.“

Die Berichte der Araber von den wilden Menschenfressern im dicken Urwalde, von kaum minder wilden Zwergen, von fürchterlichen Wasserfällen und Sümpfen hatten die Begleiter Stanleys nicht wenig entmutigt. Um ihr Ausreisen zu verhindern, warb Stanley einen arabischen Häuptling mit seinem bewaffneten Gefolge an, um ihn 60 Tagemärsche weit entlang der Ufer zu begleiten, bis er aus der Region der Kannibalen heraus sei. So brachte er sein kleines Heer auf eine achtunggebietende Anzahl und stellte den Muth seiner eigenen Leute wieder her.

Nachdruck verboten.
Gel. n. 11./VI. 70.

Am 5. November 1876 fand der Ausbruch von Nyangwe statt. Es war uns, als wir Stanleys langen, langen Bericht über dieses Ereigniß im „Daily Telegraph“ lasen, als ob eine Schilderung aus der Zeit der Conquistadoren uns vorliege, und lebhaft stieg in uns die Erinnerung an jene große That des Cortez auf, als er, seine Schiffe hinter sich verbrennend, den Zug gegen Mexiko antrat. Ein Häuflein Gewaffneter zieht hinein in ein ungeheures dicht bevölkertes Land, entschlossen, es zu erobern oder unterzugehen.

Wohin führte unsern Erforscher der Weg? Er wußte es nicht — nur der atlantische Ocean schwebte ihm als fernes, fernes Ziel vor. „Zwerge“, „Menschenfresser“, „vergiftete Pfeile“, das war alles, was man wußte. Ein Marich, drei Wochen lang durch dichten, düstern Urwald mit ungeheuren Baumriesen, bezeichnet den Anfang. So schwierig war der Weg, daß hier schon der arabischen Eskorte der Muth sank und sie von Umkehr redete. Dieses zu umgehen, entschied sich Stanley zu direktem Marich auf den Kongo, um dessen linkes Ufer zu gewinnen. Man traf auch glücklich 41 Meilen nördlich von Nyangwe auf den Strom.

Sofort wurde das zerlegbare Boot „Lady Alice“ zusammengekehrt, und nach zwei Stunden schwamm es auf dem Kongo — das erste europäische Schiff auf dem geheimnißvollen Strome Innerafrikas. Auf einer schönen Wiese erhob sich Stanleys Zelt, und von hier aus überjah er den majestätischen Fluß, der seine Wogen in unbekanntes Regionen wälzte — und hier, so berichtet er uns, überkam ihn das Gefühl, daß er seinen Lauf erforschen oder dabei untergehen müsse. Begeistert von der Großartigkeit des Augenblickes, rief er alle seine Leute zusammen und hielt ihnen folgende Rede:

„Dieser große Strom, den Ihr hier vor Euch seht, fließt so seit allem Anbeginn dahin durch unbekanntes Land, und

weder weiße noch schwarze Männer kennen seinen Lauf. Ich aber sage Euch feierlich, daß ich glaube, es ist Gottes Wille, daß er noch in diesem Jahre seiner ganzen Länge nach befahren und der ganzen Welt bekannt werde. Ich weiß nicht, was vor uns liegt. Wir können auf böse Menschen stoßen, wir können Hunger leiden; wir können sterben. Aber wir sind in der Hand Gottes, und ich hoffe das Beste. Werden wir nicht zum Kriege gezwungen, dann wollen wir friedlich mit den Leuten verkehren, denn wir haben genug Tauschwaaren, uns die Freundschaft der Häuptlinge zu erkaufen. Ihr, meine Leute, könnt Euch nur darauf gefaßt machen, daß ich diesen Strom nicht eher wieder verlasse, als bis ich das Meer erreicht habe. In Sanibar verspricht Ihr mir vor zwei Jahren, daß Ihr mir auf zwei bis drei Jahre überall hin folgen wolltet. Noch haben wir ein Jahr — aber ich verspreche Euch, daß bevor es zu Ende, wir das Meer erreicht haben. Sagt jetzt: „In Gottes Namen!“ und folgt mir.“

Nach dieser denkwürdigen prophetischen Anrede sprangen die jüngeren Leute freudig erregt auf, riefen: „Im Namen Gottes! Inshallah! Wasser, wir folgen Dir zum Meere!“ Die Alten aber schüttelten bedächtig das Haupt.

Als nun der Aufbruch erfolgen sollte, hatte man sofort Gelegenheit, das verrätherische Benehmen der Eingeborenen dieser Gegend kennen zu lernen. Nach einer längeren Unterredung mit ihnen verlangten sie, einer der Weißen solle mit ihrem Häuptling Blutbrüderschaft machen. Dieser Vorgang besteht darin, daß die beiden Männer, welche in das Verhältniß der Blutbrüderschaft treten sollen, sich eine Wunde am Arme beibringen und gegenseitig ihr Blut trinken. Dann herricht zwischen beiden Parteien, beziehentlich ihren Leuten, für alle Zeiten Freundschaft. Die Eingeborenen verlangten nun, daß der Prozeß auf einer Insel im Strome vor sich gehe, und daß nur wenige von Stanleys Leuten dabei zugegen sein dürften. Poooc entschloß sich, die unangenehme Ceremonie durchzumachen, und ging mit zehn Mann nach der Insel ab, während Stanley mit den übrigen am Ufer in Bereitschaft blieb. Bald zeigte es sich jedoch, daß die Schwarzen es einzig auf Verrath abgesehen hatten, und nur Stanleys Ankunft auf der Insel zerstreute die Angreifer, die nun den Kriegsruf heulten, Speere warfen und den ganzen Fluß alarmirten. Das war der Beginn von zwei- und dreißig, zum Theil sehr blutigen Kämpfen, mit denen Stanley sich die Fahrt den Kongo abwärts erzwang. Aber, mit den Arabern zusammen, zählte seine Macht jetzt noch 500 Streiter, welche die Eingeborenen nicht anzugreifen wagten.

Während nun ein Theil, fortwährend belästigt von den Schwarzen, am linken Ufer des Kongo durch den Wald dahin zog, schiffte die andere Hälfte sich auf der „Lady Alice“ und selbstgezimmerter Canoes ein, bis die Wasserfälle von Ufassa ihnen Halt geboten. „Nun ist die Reise zu Ende, jetzt geht es zurück,“ triumphierten die Araber. Vor den Fällen aber lag eine ganze Flotte der Eingeborenen, um den Durchgang zu versperren. Das aber vermochte Stanley nicht zurückzuhalten. Nachdem er sich von der Ausdehnung und Natur der Katarakte überzeugt und wie ein Feldherr seine Verfügungen getroffen, wurden die Rähne an Stricken durch die Wasserfälle herabgelassen, während die Mannschaft am Ufer hin marschirte und von diesem aus die Feinde auf dem Flusse vertrieb.

Je weiter Stanley vordrang, desto kriegerischer wurden die Schwarzen, und während die am Lande Marschirenden in den Wäldern kämpften, verlegte mehr als einmal eine Flotte den Booten den Weg. So standen einst 14 große Canoes der „Lady Alice“ und ihren sechs kleinen Booten gegenüber. Unterhandlungen, Anerbietungen von Geschenken wurden zurückgewiesen, und so mußte denn mit dem Waffen die Durchfahrt erzwungen werden. Dabei war Stanleys Lage eine keineswegs glänzende. Ahtzehn Pockenranke lagen in seinen Schiffen; die Zahl derselben nahm steigend zu, und binnen 3 Tagen hatte er 18 Tode zu begraben. Die Dysenterie brach aus; Geschwüre bildeten sich an den Beinen der Leute, so daß sie nicht marschiren konnten und auf die Boote verladen werden mußten, die nun zu „schwimmenden Spitalern“ wurden. In solcher

Verfassung gelangte man zu der Stadt Binja Abdshara im Bakon-Lande, 125 geographische Meilen nördlich von Nyangwe. Um seine Kranken und Verwundeten, deren Zahl auf 72 gestiegen war, unterzubringen, beschloß Stanley die Eroberung des Ortes, die auch gelang. Nun aber erhob sich ringsum das ganze dichtbevölkerte Land; wie aus dem Boden gestampft erschienen die Schwarzen, vergiftete Pfeile flogen von den Bäumen aus der Nähe in den Ort, die Kriegstrommeln ertönten, auch vom Flusse her dauerten die Angriffe fort, und aus dem Kriegsgeheul heraus ertönten die Worte: „wir wollen sie essen“. Drei Tage lang ward Stanley so belagert, er konnte nicht einmal die Todten begraben und ward erst erlöst, als die Landdivision heranrückte.

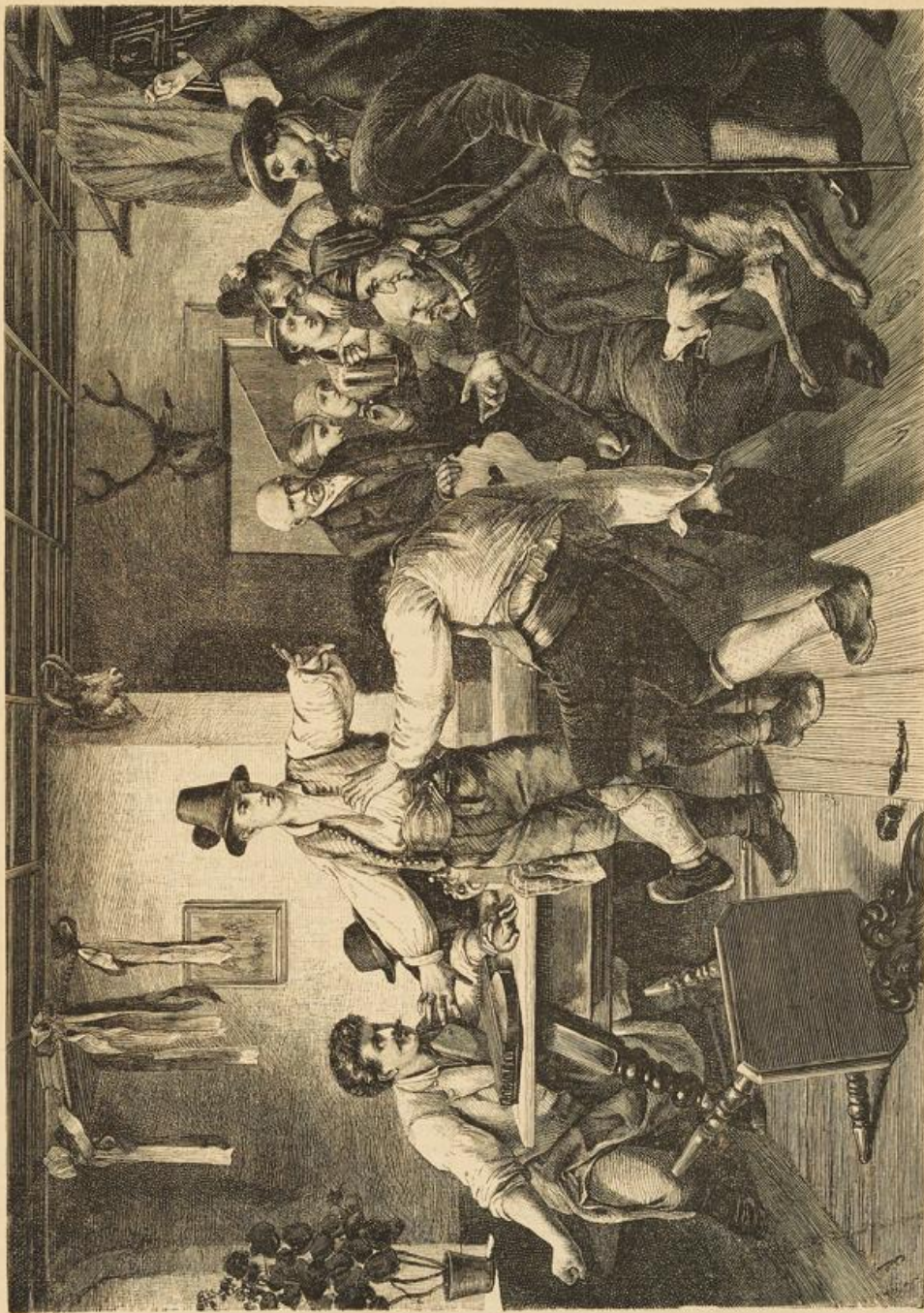
Die Ausführung all der Kämpfe zu Wasser und zu Lande in der Nähe von Binja Abdshara muß hier unterbleiben. Die Feinde wurden verjagt, und als dieses geschehen war, machte die Arabersorte sich zur Rückkehr bereit. Es war ein kritischer Augenblick, weil Stanley fürchtete, daß seine Leute nun auch meutern und umkehren würden. Aber er hatte sie stets gut und wie ein Vater behandelt, eine tüchtige Disciplin eingeführt und erntete nun die Früchte seines Verfahrens. Die Führer traten zu ihm heran und sprachen: „Der weiße Mann mit der offenen Hand war stets unser Vater. Er hat uns sicher durch viele Gefahren hindurch geführt und, will es Gott, so wird er uns zu seinen weißen Brüdern am Meere führen.“

Am 28. Dezember 1876 hielt Stanley Musterung über seine kleine Schaar. 146 Seelen, Männer und Weiber, antworteten auf den Namenszruf. Unter den Klängen eines Banjamuesi-Abschiedsliedes nahm jeder seinen Sitz auf den Booten ein, die eine Linie inmitten des Kongo bildeten, voran die „Lady Alice“. In wilden Akkorden tönte der Gesang über den majestätischen Fluß hin zu den Riesenbäumen an seinem Gestade; die schwarzen Männer aus Unjamuesi begannen vor Furcht zu weinen. „Kinder von Sanibar,“ rief da laut Stanley, „erhebt Euer Haupt, sagt Bismillah, sendt Eure Kuder in den Strom. Folgt Ihr wenigstens mir und laßt die Banjamuesi nach Nyangwe umkehren, damit sie erzählen können, daß wenigstens die braven Sanibarleute bei mir aushielten, bei der Fahrt den großen Strom abwärts. Das half. Alle blieben. Aber es war doch einer der traurigsten Tage, den ich in Afrika erlebt habe.“

So brach das neue Jahr 1877 heran. Was barg es in seinem Schoße für den muthigen Reisenden, der im unbekanntem Lande einer so ungewissen Zukunft entgegensteuerte? Brachte es ihm den Tod oder die Siegespalme?

Am 4. Januar langte man bei dem ersten der großen Wasserfälle an, die in einer langen Reihe südlich vom Aequator der Kongo bildet, und bei jedem Wasserfalle machten die Schwarzen den Versuch, die kleine Flottille über die Katarakten hinwegzutreiben, damit sie im Strudel zerfalle. „Unsere Mühseligkeiten begannen nun ernstlich. Wir waren gleich einem gehehten Wilde.“ Wo die Fälle umgangen werden mußten, fanden jedesmal Kämpfe statt, mußte meilenweit der Wald durchhauen werden, um einen Weg zu bahnen. Nachts wurden besetzte Lager errichtet. Am 27. Januar waren auf diese aufreibende Weise sechs Katarakte passirt worden, die auf einer 42 Meilen langen Strecke lagen. Stanley verlor dabei fünf Mann. Als nahe dem Aequator endlich der letzte Wasserfall überwunden war, mußte er zwei Tage Halt machen, um sich zu erholen, denn alle waren zum Tode erschöpft.

Neue Gefahren, neue Scenen begannen, als die Wasserfälle hinter Stanley lagen und er nun den großartigen schiffbaren Mittellauf des Kongo erreicht hatte. Der Fluß, der bisher nur 1500 bis 2000 Ellen breit gewesen war, erweiterte sich nun auf zwei bis drei englische Meilen. Er nahm mächtige Nebenflüsse auf und nahm gelegentlich einen seartigen Charakter an, mit einer Breite von vier bis zu zehn Meilen. Der Anblick der inselbedeckten Wassermasse wurde aber nur theuer erkauft, denn eine Wasserschlacht folgte der andern — zu einer großartigen Aktion gelangte man aber erst, als man zu der Mündung des von Norden in den Kongo einfallenden Aruwimi-Stromes kam, der durch eine gewaltige Wassermasse sich aus-



Der Kampf im Wirtshaus. Originalzeichnung von Jurek.

zeichnet. Was hier geschah, wollen wir in Stanleys eigener malerischer Schilderung hersehen:

„Aus dem Aruwimi heraus kamen plötzlich 54 Canoos mit solcher Macht auf uns zugerudert, daß ich mich schnell zur Aktion entschließen mußte, wollte ich die Expedition retten. Vier meiner Boote begannen schon zu fliehen und wurden mit Mühe zurückgeholt. Wir warfen nun unsere Steinanker aus, bildeten eine geschlossene Linie und warteten ruhig auf die Dinge, die da kommen sollten. Herannahen, schnell und fürchterlich, aber in einer prachtvollen Weise, die Eingeborenen. Alles an ihnen erschien prächtig. Ihre Canoos waren enorme Fahrzeuge, namentlich eines ein Ungeheuer mit 80 Rudern, vierzig auf jeder Seite, deren Ruder 8 Fuß lang und mit Eisen beschlagen waren. Der Griff jedes Ruders war mit einer Eisenbeinkugel verziert. Die Häuptlinge rannten auf einer Plattform hin und her, die von einem Ende des Schiffes zum andern reichte. Auf einem Gestell am Vordertheil standen zehn auserwählte jungen Burischen, die ihre Speere schwingen. Am Hintertheil standen acht Steuerleute, die das Canoe auf uns zu lenkten. Noch waren zwanzig andere, ebenso aussehende, aber nur drei Viertel so große Canoos wie das eben geschilderte vorhanden. Nach einer flüchtigen Schätzung muß die Zahl aller Widren, die auf uns zulamen, 1500 bis 2000 in diesen 54 Rähnen betragen haben.

„Wir hatten kaum Zeit, ein kurzes Gebet auszusprechen oder darüber nachzudenken, wie wir uns aus dieser mörderischen Kannibalenwelt, in die wir gerathen waren, befreien sollten, als der Feind im vollen Vertrauen auf seinen Sieg nahe bei uns und der erste Speer auf uns geworfen war. Länger zögerten wir nun nicht, denn jene waren ja zum Kampfe herangekommen. Die fürchterlichen Fragen, der laute Triumphton der Trommeln, der betäubende Lärm der Hörner, der geworfene Speer — alles bezeugte dieses ja — und nun gab jede Flinte in unserer kleinen Flotte die gewünschte Antwort dem Feinde. Sofort waren wir nun umzingelt, und zehn Minuten lang regnete es förmlich von allen Seiten Speere — da wich der Feind.

„Wir hoben schnell die Anker und folgten dem Feinde ans Land, wo wir zehn oder zwölf Dörfer einnahmen und uns die in großer Menge dort aufgestapelten Lebensmittel zueigneten. Dann ließ ich zum Rückzug blasen. Dem Sieger gehört die Beute, so dachten meine Leute, und die Masse Eisenbein, welche sie hier fanden, war geradezu staunenerregend. Da lag ein „Eisenbeintempel“ — eine Anzählung von großen Stoßzähnen, die ein Götzenbild umgab; Eisenbeinlöcher, die nach den Weisheiten daran, beim Spalten des Holzes benutzt worden waren; eiseneierne Kriegshörner bis drei Fuß lang; eiseneierne Hämmer, Keile, um Holz zu spalten, Mörsersteulen, um Cassava zu zerleinern und vor einem Häuptlingshause eine Veranda, deren Pfosten aus langen Stoßzähnen des Elephanten bestanden. Wir nahmen 133 Stüde aus Eisenbein an uns, die einen Werth von etwa 18,000 Dollars repräsentirten. „Diese“, so sagte ich meinen Leuten, „möchten sie als ihre Kampfbeute betrachten. In dem ganzen Gesechte hatten wir nur einen Mann verloren.“

Durch die fortdauernden Kämpfe war die Expedition übrigens doch sehr geschwächt worden, denn 16 Mann waren schon gefallen. Von einer Rückkehr nach Njangwe konnte nicht mehr die Rede sein, daran hinderten die Wasserfälle. Wollte Stanley auf seine Karten, so sah er hier nur einen weiten weissen Raum ihm entgegengähnen, und das Meer im Westen war noch weit, weit. Ging es so fort wie bisher, so hatte er täglich Kämpfe zu bestehen — dazu würde aber seine Munition nicht gereicht haben. Er entschloß sich daher, den Hauptstrom, da wo er bevölkert ist, zu verlassen und sich zwischen den Inseln hinzustellen. Dabei mußte er freilich manchen Nebenfluß übersehen — allein das war nicht zu ändern. Die Fahrt zwischen den Inseln hatte aber noch einen anderen Nachtheil, es war dort nämlich keine Nahrung zu erlangen, und als der Hunger wehe that, entschloß sich Stanley, wieder an das Hauptufer zu steuern. Hier traf er unter dem 23. Grad östlicher

Länge eine Bevölkerung, mit der sich reden ließ. Er zeigte seine Kupferringe, seine Kauriemuscheln, die rothen und weissen Tücher und wurde von einem alten Häuptlinge zum Lande eingeladen. Welch beseligendes Gefühl nach 26 Kämpfen endlich einmal wieder mit anderen Menschen friedlich verkehren zu können! Allgemeiner Handel, allgemeine Freundschaft entwickelte sich, und drei Tage blieb man beisammen. „Wie heißt der Fluß?“ fragte Stanley den alten Häuptling.

„Der Fluß“, lautete die Antwort.

„Ja, aber sein Name?“

„Er heißt Ikutu ja Kongo“.

Der Fluß von Kongo! — nun lag für den Reisenden die Bestätigung vor, und wenn er auch nicht mehr im Zweifel war, daß er wirklich auf jenem Strome fahre, so war doch die Bestätigung des Namens, noch 850 englische Meilen vom atlantischen Ozean entfernt, für ihn von hoher Wichtigkeit. Da Stanley hier auch vier Flinten fand, die nur von Westen gekommen sein konnten, so hoffte er nun bald wieder in das Bereich des vom Handel bewältigten Gebietes zu treten, in welchem die Gefahren zu Ende sind. Doch diese Rechnung war eine falsche.

Wieder beginnen die Kämpfe mit den „Flusspiraten“, alle Versuche, friedlich mit ihnen zu verkehren, sind umsonst, und am 14. Februar liefert Stanley gegen den wilden Stamm der Mangara seine 31. Schlacht. Behangen mit Messingzierat, in Felle von wilden Ziegen gehüllt, die Häuptlinge in Mänteln von Scharlachtuch, so rudern sie in 36 Rähnen auf ihn zu; von zwölf Uhr mittags bis abends spät dauert die Schlacht, in welcher Revolver und Sniderbüchsen auf der einen Seite, ein paar alte Feuerstingewehre, Speere und Steine auf der andern Seite die Waffen bildeten. Zehn engl. Meilen fuhr Stanley während des langen Kampfes stromabwärts, und als die Sonne niederging, sangen seine Leute den Triumphgesang. Das einunddreißigste und letzte Gesecht wurde unsern der Mündung des Duango in den Kongo geliefert.

Oft genug aber hat Stanley noch ganz nahe vor Kämpfen gefunden, vor denen ihn nur diplomatisches Auftreten, Geduld oder Nachgiebigkeit retteten. Ihm war es damit Ernst, unnötige Konflikte zu vermeiden, und so hatte er denn auch bei seinem Abmarsche von Njangwe das Geheiß gegeben: wer von seinen Leuten einen Eingeborenen beleidige, solle nach dem Gesetze des Landes bestraft werden. So oft hatte er Vergehen seiner Leute durch Abkaufung der Strafe gesühnt, daß seine Vorräthe dadurch geschmälert wurden und er mehrfach seine ganze Gefolgschaft auf halbe Rationen setzen mußte. Als trotzdem noch Diebstähle seiner Leute vorkamen, übergab er diese endlich den Eingeborenen, und so geriethen fünf in Sklaverei oder kamen ums Leben. Das half, und nun war die Disziplin eine gute.

Als ein großes Verbrechen Stanleys erschien es den Eingeborenen in der Gegend der Duangomündung, daß er Notizen niederschrieb. Sechs oder sieben Stämme hielten eine Zusammenkunft und entschieden: Dieses Verfahren des weißen Mannes sei sehr, sehr schlecht. Er mache Medizin (schrieb), das sei Zauberei, und die müsse mit dem Tode bestraft werden. Wenn, so erklärten die Eingeborenen, der weiße Mann sein Tagebuch nicht ausliefere, damit es verbrannt werde, so würde gleich der Krieg beginnen. Aber das Tagebuch, das die Früchte der Reise enthielt, die mit so vielen Opfern erkauft waren, konnte doch unmöglich ausgeliefert werden. Was war zu thun? Stanley besaß einen Shakespeare in einem Bande, den er wiederholt gelesen, der mit ihm Afrika durchkreuzt, der sein Tröster in mancher einsamen Stunde gewesen; dieser Shakespeare wurde statt des Tagebuchs ausgeliefert, er wurde unter ungeheuren Jubel verbrannt, und das Land war gerettet.

Nachdem der Kongo den großen Duangofluß aufgenommen hat, tritt er durch die Küstengebirge, er verengt sich und bildet jene furchtbare Reihe von Wasserfällen, deren Passiren unserm Reisenden weit furchtbarer erschien, als das Spießrutenlaufen durch die Menschenfresser. „Unsere Tage des Kampfens und unsere Tage des Hungers werden vergessen, wenn erst Ruhe

und Frieden wieder eingezogen sind, niemals aber die Mähligkeiten beim Durchgang durch die unteren Katarakten.“ Nahe Klippen oder steile dicht bewaldete Abhänge säumen den unteren Lauf des Kongo ein, der brausend und schäumend mit ungeheuren Wellen, oft Wirbelfessel bildend, seine braunen Wogen durch die Felsenenge dem Meere zuwälzt. Diese Strecke ist 180 englische Meilen lang, und um sie zu passieren, brauchte Stanley nicht weniger als fünf Monate. Der Gegenatz zu dem mittleren Laufe des Kongo, wo dieser über die centralafrikanische Hochebene ruhig und breit ausgehnt zwischen Wiesen und Urwäldern dahingleitet, ist ein außerordentlicher. Fortwährend mußten — da hier 62 Katarakten zu passieren sind — die drei, vier oder fünf Tonnen (à 20 Ctr.) wiegenden Canoes aus dem Wasser gezogen und über die Uferfelsen hingeschleppt werden, bis wieder eine kurze Strecke fahrbares Wasser erreicht war. Dabei mußte der Weg im Urwald gehauen werden; auch eine Bahn mit Rollwalzen zum Rahtransport wurde erbaut. An mehreren Stellen wurden die Wasserfälle direkt passiert, und dabei ereignete es sich denn, daß der treue Gefährte Stanley's, Frank Pocock, auf den er sich verlassen konnte wie auf sich selbst, im Kongo ertrank.

Es wäre bequemer gewesen, diese ganze Strecke im Binnenlande zu umgehen, allein stets glaubte Stanley, durch Berichte der Eingeborenen getäuscht, am Ende der Wasserfälle zu sein. Als er aber, am Njanga-Fall angelangt, hörte, daß noch fünf oder sechs Fälle zu passieren seien, da sagte er, nachdem er einen Europäer und 15 Schwarze bei dieser Arbeit verloren hatte: „genug“ und wandte sich landeinwärts.

Nicht war Stanley in eine Region gelangt, in welcher sich europäischer Einfluß bereits fühlbar machte. Die kleinen „Könige“ des Landes waren durch Abgaben von Rum, Kleidern, Perlen sehr verwöhnt. Diese Abgaben sind dort unter dem Namen „Dahses“ bekannt, und nur wer sie entrichtet, darf das Gebiet des Herrschers passieren. So wurden denn auch von Stanley Dahses verlangt.

„Dahses von uns,“ ruft er aus, „von uns armen, miserablen Geschöpfen. Wir haben nichts mehr, wir haben kaum genug, um das Meer zu erreichen, wir können nicht eine Perle geben!“ Es folgten Drohungen und Gegendrohungen, Kämpfe stießen wieder in naher Aussicht; aber schließlich erzwang Stanley ohne Blutvergießen seinen Weg.

Stanley wußte, daß er nun gewonnen habe, daß die beispiellose Reise sich ihrem Ziele näherte. Er sandte Boten mit Briefen voraus nach Boma, der an der Kongomündung gelegenen Handelsniederlassung, wo portugiesische, holländische, englische Kaufleute leben. Sein Brief kam in die Hände der Agenten eines Liverpooler Hauses, die sofort alle nötige Unterstützung, Lebensmittel zc. den ankommenden Reisenden entgegen schickten.

„Wir sahen bereits dem Hungertode ins Gesicht, da kam eine solche Fülle guter Dinge über uns, daß wir fast wahnsinnig über den plötzlichen Wechsel zwischen den Leiden des Hungers und den Freuden des Luxus wurden, und die Kehlen, welche bisher nur den Kriegsgefangenen der Eingeborenen geantwortet hatten, sangen nun ein Danklied zum Lobe der weißen Männer, die am Meere wohnen.“ Nachdem ein Rasttag gemacht worden, zog Stanley nach Boma, aber ehe er den Ort erreichte, begegnete er einer Gesandtschaft der europäischen Ansiedler, die ihm Rum und Champagner, Portwein und Madeira entgegen brachte.

„Welcher Unterschied zwischen diesen reinen wohlgenährten und gutgekleideten Herren und mir!“

Das ist in wenigen Worten die Geschichte der neunmonatlichen Kongoreise Stanleys — in ihrer skizzenhaften Form gewiß schon von überwältigender Wirkung — was werden wir erst zu hören bekommen, wenn der Reisende, der meisterhaft mit der Feder umzugehen versteht, uns in einem Buche die Einzelschilderungen vorlegt!

Richard Andree.

Am Familientische.

Der Vestatempel in Rom.

(Zu dem Bilde auf Seite 140.)

Die alte schöne Welt Roms liegt in Trümmern, die Tempelhallen und die Götter sind in Stücke zerfallen, aber auch im Anblicke der Ruinen wird uns klar, wie unendlich herrlich und schön diese untergegangene alte Welt in ihrer Jugendfülle sein mußte, da ihre Scherben uns jetzt noch so ergreifen! Ueber keine Ruinenstätte ist mehr geschrieben worden, als über jene Roms mit ihren stolzen Säulen, gewaltigen Mauern und Bogen, Thürmen und Thoren, die zerfallen, gefährlich, zerbrochen daliegen. Wo noch die Ueberreste leidlich erhalten, wie am Vestatempel, da atmet unser Herz höher auf und ergötzt sich in dem unerfüllbaren Wunsche, die anderen Alterthümer in ähnlicher Vollkommenheit schauen zu dürfen.

Dieser anmuthige, nach der Vesta benannte kleine Tempel liegt an der Tiber unsern Ponte Rotto am Fuße des Palatinus auf dem ehemaligen Kindermarkt (dem Forum Boarium), der heutigen Piazza della Bocca della Verità, welche einen besonderen Schmuck durch den 1715 von Bizzaccheri gefertigten schönen Tritonenbrunnen erhält. Das Tempelchen haucht, seinem Stile nach zu schließen, etwa aus der Zeit Sulla's, ist somit jetzt etwa 2000 Jahre alt. Ueber freistehendem Marmorboden erheben sich zehn schlanke Marmoräulen mit acht Meter hohen krenelirten Schäften und schönen ionischen, zum Theil zerstörten Kapitelen. Das Gebälk und die Decken, leider auch zerstört, sind durch ein modernes Dach ersetzt; erhalten ist dagegen noch die alte Mundecla von Marmor, die sammt der Mauer nur zehn Meter Durchmesser hat. Wie so viele alte Tempel Roms wurde auch dieses Tempelchen der Vesta (oder des Vestales? erscheint nicht sicher) zu einer Kirche umgewandelt und der heiligen Maria del Sole geweiht, wegen eines wunderthätigen Marienbildes, das hier verehrt wird. Es ist auf Papier gemalt und wurde, Sonnenstrahlen vor sich gebend, schwimmend in der Tiber gefunden — sagt man.

Eine gefährliche Krastübung.

(Zu dem Bilde auf S. 157.)

In Lenggries war a Kauferei,
G'wis fünfzehn Holzstuch war'n dabei,
Und grad auf oan ham's alle g'schmiffen,
D' Bankkapien haben's aufg'rissen
Und d' Raßfrög fliegen um und um.
Ja, warum raunen's denn, warum?
„Ja,“ sagt der Kaspar, „erst ham's g'weitt,
Wer halt die schönern Raßl' hätt?“

Und dös ist der, der's g'wannt hat,
Desweg'n derschlag'n sie'n halt jetzt grad.“

Die vorstehenden, den Karl Stieler'schen Gedichten „Habl's a Schneid?“ (Stuttgart, Meyer & Jeller) entnommen Verse charakterisiren so recht die unabhängige Kauflust, die in unseren Alpen noch alles, was jung und männlich ist, beherrscht. Um einen Anlaß zum Raufen ist man eben nie in Verlegenheit.

Auf unserem Bilde ist man noch nicht so weit; zunächst handelt es sich nur um eine Krastübung, aber die übergroße Heilmahne der Zuschauer verspricht nichts Gutes, und es hat schon manche Rauferei harmloser angefallen als mit einem Ringkampf.

Bücherchau LVI.

1. Ein Stüchchen Eden. Ahtzehn Originalzeichnungen von Friedrich Werkmeister. In Holzschnitt ausgeführt von Professor Bärner u. a. Mit Reimen von Hedwig von Snykowski. Berlin, Verlag der Photographischen Gesellschaft.
2. Kinderleben in Bild und Wort. Originalzeichnungen von Ludwig Richter. Mit Reimen von Julius Sturm. Zwei Bände. Basel, Ferd. Riehm.

Weihnachten ist so recht ein Kinderfest. Von dem Christkinde redet es zu Alt und Jung, aber wer versteht die frohe Botschaft so gut als die Kleinen? Darum hat sie uns ja auch der Mund der höchsten Weisheit als Muster hingestellt, und ihnen ist das Himmelreich vor allen zugeprochen. Wie ein wonniger Nachklang aus dem Paradiesesgärtchen ertönt ihr Jubel unter dem Weihnachtsbaum; ein „Stüchchen Eden“ nennt Hedwig von Snykowski „ein echtes Kinderberg“. So werden auch die Künstler und Dichter nimmer müde, das Leben und Treiben unserer Lieblinge zu beobachten und darzustellen, und jeder Weihnachtsmarkt bringt neue Kinderbilder und Kinderlieder. Freilich nicht allen, die sich daran versuchen, gelingt es gleichermäßen — daß es aber Friedrich Werkmeister gelungen, wird jeder zugeben, der einen Blick auf die drei von uns mitgetheilten Proben aus seinem reizenden Bilderbuche wirft. Wie harmlos und sorglos blüht das Kindchen mit seinen großen Augen auf die es umschwirrende Biene, ohne sich vor ihrem Stachel zu fürchten? Wie scheint es zu fragen, was dös wohl für ein liebes Thierchen sein mag, so daß es selbst darüber vergißt, an dem süßen Finger weiter zu lutschen! — Da hat es das arme Mädchen mit der vollen Kapselke doch schwerer im Leben! Es weiß schon, was Sorgen zu bedeuten haben, darum sitzt es so niedergeschlagen

da, und das Weinen ist ihm näher als das Lachen. Die dazu gehören | Wie munter blickt uns dagegen der kleine Studiojüngling an!
 „Keine“ geben seinen Gedanken einen Ausdruck:

„Für lieben Leut', wie lange Zeit
 Soll ich vergeblich warten?
 Ich trug die Äpfel gar so weit,
 Hab' sie von allen Arten, —
 Und dennoch kauft mir keiner ab
 Die schönen Früchte, die ich hab'
 Aus meiner Mutter Garten.
 Sie liegt daheim, so krank und schwach,
 Muß grämen sich und sorgen;
 Ich aber wart' den ganzen Tag,
 Sie hier seit frühem Morgen;
 Soll kaufen für die Äpfel Brot!
 Was thu' ich nun in meiner Noth,
 Der Bäcker will nicht borgen —“
 Dann lautet es tröstlich weiter:
 Bist nur ein kleines Weibchen noch,
 Bald ist dein Geam gehoben.
 Sieh, Gretel, um die Erde doch,
 Du wirst dein Glück noch loben;

Aus Werkmeyers „Stückchen Eden“.



Unbewusste Gefahr!

Das sieht sich hier ja ganz famos!
 Die lange Peise auf dem Schooß — —
 Ja, ja, mein lieber Herr Papa!
 Wir sind ja bald der Quarta nah —

So wechseln die Scenen aus dem Kinderleben bunt durcheinander von dem Ruhen in der Wiege bis zum Lernen in der Schule — eine Reihe freundlich anmuthiger Bilder, an denen Alt und Jung zum Christfest große Freude haben wird.

Nicht minder gern wird das zweite der obengenannten Bücher begrüßt werden; es bedarf keines Wortes weiterer Empfehlung. Die Namen der treuen Kinderfreunde Ludwig Richter und Julius Sturm genügen, um alle Daheimleser zu versichern, daß sie etwas Gutes in dem neuen Werke zu erwarten haben. Es sind im ganzen achtzig wohl alle aus früherer Zeit stammende Zeichnungen, welche der Verleger aus der Verborgenheit gezogen und die der



Der Quintaner.

Blick doch nicht gar so kümmerlich,
 Dort nahen schon zwei Kaiser sich, —
 Die Hilfe kommt von oben.



Vergeßlich.

Dichter durch seine sinnigen, bald ernsten, bald lustigen Verse belebt hat. Das reizende Buch wird dem deutschen Hause ebenso willkommen sein, wie alle früheren Gaben der beiden Freunde. R. K.

Inhalt. Der Bismarck von Hinterhausen. Novelle von Jos. von Kenf. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850. IX. X. — Das Telephon. Von Gustav Schubert. Mit Zeichnung. Dazu Illustration in der Beilage. — Henry Stanley's Expedition durch Centralafrika 1874—1877. II. Von Richard Andree. — Am Familientische: Der Vestatempel in Rom. Mit Illustration von Donadini. — Eine gefährliche Kraftübung. In dem Bilde von Jury. — Bücherchau LVI. Mit 3 Illustrationen von Werkmeyer.

Ein neues Geschenk für unsere Knaben.

In der Verlagshandlung des Daheim erschien soeben für Weihnachten:

(Abenteuerliche und lehrreiche Ferientouren I. Band.)

Der junge Generalstab im Harz.

Nach den Tagebüchern der Expedition erzählt von

Fritz Anders

und nach ihren Aufnahmen illustriert von J. Kleinmichel.

Ein stattlicher Band fein gebunden mit gegen 100 Holzschnitten, Preis 7 Mark.

Ein geographisch-naturwissenschaftlicher Roman für junge Leute, wie geschaffen für reisere Knaben, denen in der schwachhaften Schale einer überaus belustigenden Erfindung ein sehr solider wissenschaftlicher Kern geboten wird. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Verlagshandlung: Dr. Robert Söenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag des Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.